

INJEKTION

CAMPUSMAGAZIN · NUMMER 1 · WINTER 2005



**AUFSTIEG.
ABSTIEG.**

Einstieg

INJEKTION ist das Destillat einer Beobachtung: Etwas fehlt am Campus. Eine Hochschulzeitschrift jenseits von Unimarketing und Mensaranking. Gemacht ohne Zwang zum Verkaufen, Testen, und Kommentieren. Ein Magazin, dass Offenheit zum Konzept erklärt. Here we are: *INJEKTION* geht an den Start.

Das Konzept ist simpel: ein Heft pro Semester, ein Thema, eine Vielzahl von Interpretationen. In Wort und Bild. Information und Unterhaltung, Reportage und Hintergrund. Gemacht für Studierende in Hamburg. Verzichtet wird auf ein inhaltliches Korsett; das Heft wandelt und entwickelt sich von Ausgabe zu Ausgabe. Jedes Heft ist ein Unikat; ein Probierfeld für journalistisch und gestalterisch Interessierte. Wir sind keine Profis, aber wir können etwas und wollen raus damit.

AUFSTIEG / ABSTIEG: Seit Jahren überbieten sich Politik und Wirtschaft mit Heulen und Zähneklappern. Auch dem Letzten soll klar sein: Mit Deutschland geht's abwärts. Bildungsnotstand, Globalisierung und Gewerkschaften sind Schuld. Wahlweise auch allgemeine Bequemlichkeit. Dabei waren wir mal was: Export- und Fussballweltmeister. Innovationsstandort. Als die Flaute kam, schickte der Bundespräsident einen Ruck durchs Land. Vergänglich.

Der bange Wähler fragt sich: Wo ist eigentlich das Zukunftsministerium geblieben?

Dummerweise ist es jetzt an uns, die Depression zu bekämpfen. Erst die Ausbildung finanzieren (kann ja nicht ewig so weitergehen), dann die Alten versorgen. Da heißt es, den Gürtel enger zu schnallen und die Ärmel hochzukrempeln: Gemeinsam für Deutschland. Auch Du bist Deutschland. Klingt alles platt und konstruiert?

Die Medien spielen eine Schlüsselrolle bei der Konstruktion von Zukunftsängsten. Hervorragend aufgestellt ist hier die *Bild-Zeitung*. *INJEKTION* sprach mit deren ehemaligem Chefredakteur Udo Röbel über das Ende medialer Verdummung und die Zukunft seriöser Nachrichten.

Denkerland ist abgebrannt. Deutschlands Politiker rufen die Innovationsoffensive aus. Unbeeindruckt zeigen sich die Tüftler des *Hamburger Erfinderclubs* – sie arbeiten seit Jahrzehnten am Fortschritt im Kleinen. Ein Hausbesuch.

Mit der Fotokamera sind wir auf die Jagd gegangen nach neuen Perspektiven auf unsere Stadt. Unter und über der Erde. Vom Luftschuttkeller bis zum Elbbrückenviadukt: *Hamburg ganz oben – und ganz unten*.

Ebbe und Flut bestimmen den Arbeitsrhythmus auf der Elbe. Wir haben bei der Hamburger Hafenbehörde, bei Elbfischern und Umweltschützern dem Balanceakt aus Naturerhaltung und Wirtschaftszwang nachgespürt.

Wer sich von *INJEKTION* angesprochen fühlt, sei herzlich eingeladen mitzugestalten. Auch über Feedback freuen wir uns:

mail@injektion-online.de

Viel Spass beim Lesen!

Die Redaktion

Inhalt



Trepp.Auf.Trepp.Ab
04



Biete: Tradition. Suche: Fans
18



Land unter am Jangtse
30



Und plötzlich war Schluss
58

Trepp.Auf.Trepp.Ab Hamburgs Treppen als Bühnen städtischen Lebens 04

Alle Fächer. Alle Fakultäten. Alles Betrug Das Geschäft mit akademischen Titeln 09

Sag mal, bist du eigentlich noch cool? Trends von gestern, zu denen wir dennoch stehen 13

Die Macht der Gezeiten Wie Ebbe und Flut den Rhythmus der Stadt bestimmen 14

Biete: Tradition. Suche: Fans Großer Fußball im kleinen Format 18

Therapeutisches Mitfiebern Lotto King Karl über Lokalfußball 22

Grenzgänger Der Berg ruft! Wir probieren's trotzdem erstmal an der Kletterwand 24

Denkerland Reloaded Im Erfinderclub: Erfindungen zwischen Witz und Wirklichkeit 27

Land unter am Jangtse Der Drei-Schluchten-Staudamm: Betonierter Größenwahn 30

Hamburg ganz oben, Hamburg ganz unten Ungewöhnliche Blicke auf die Stadt 34

40 Themenkonjunktur im Blätterwald Wie Ereignisse zu Themen werden

42 Information und Inflation Ex-Bild-Chef Röbel über das Ende medialer Verdummung

45 Campus-Kids Studieren mit Kind: Geht das denn?

48 Zurück Eine Kurzgeschichte

52 Schatten von Lust und Laster Hamburgs Hafenviertel im Wandel der Zeit

56 Stadtteilquartett Ein Überblick für Umzugswillige

58 Und plötzlich war Schluss Insolvente Unternehmen – und was von ihnen übrig bleibt

65 Harte Zeiten für »Love and Peace« Eine der letzten Hippie-Kommunen vor dem Aus

69 Ein Tag im Aufzug Auf und nieder, immer wieder

72 Impressum

trepp.auf.trepp.ab.

*Treppen verbinden Ebenen. Doch Treppen erzählen auch Geschichten. Wer genau hinschaut, entdeckt mehr als nur Stufen: Rhythmus, Form, Funktionalität und Ästhetik.
Eine Bühne für die kleinen und großen Momente städtischen Lebens*



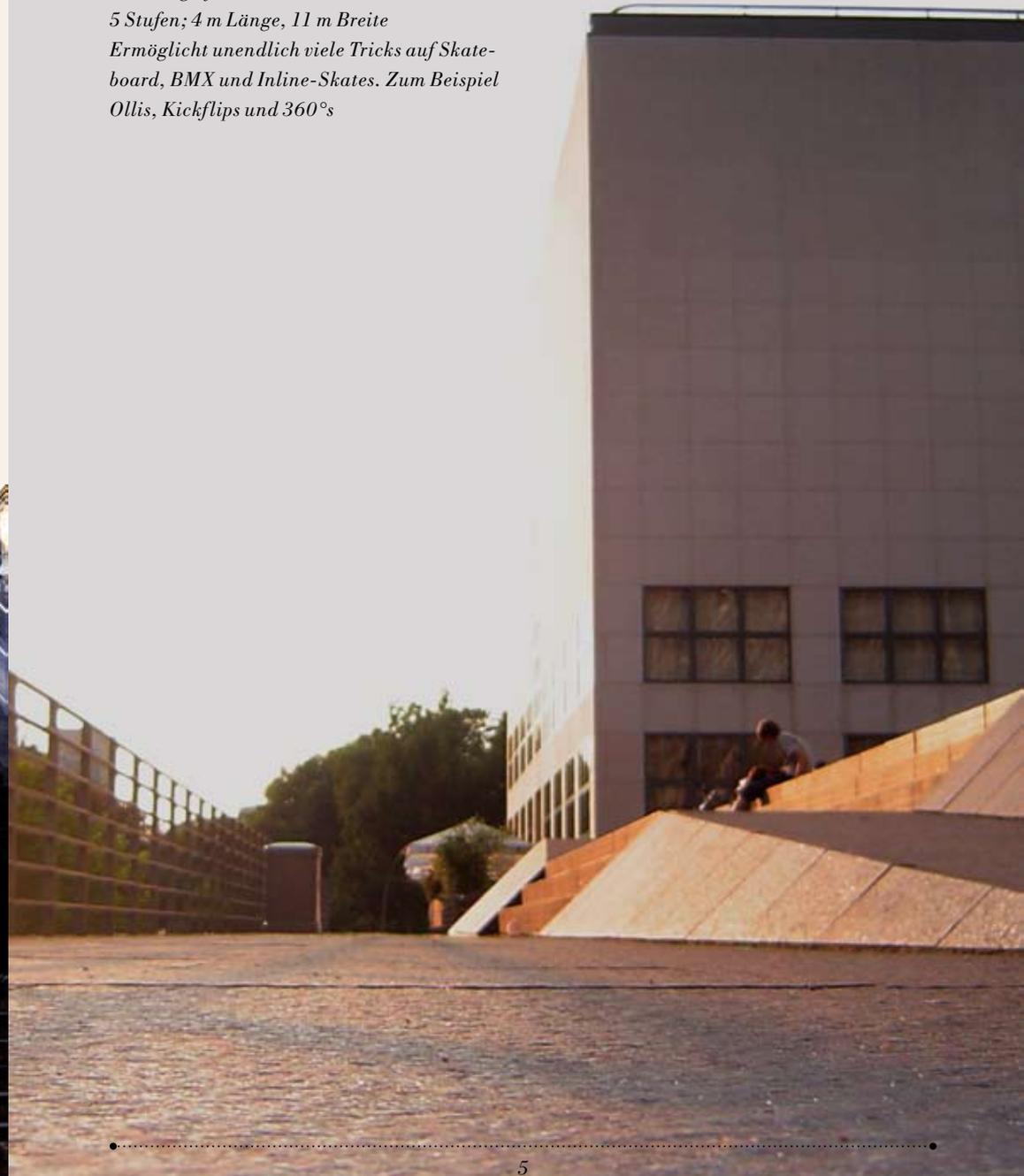
Balduin-Treppe
Bernhard-Nocht-Straße, St. Pauli
54 Stufen; 34 m Länge; 8, 40 m Breite
bietet bis zu 368 Menschen Platz zum
Verschnaufen

Galerie der Gegenwart

Glockengießerwall, Altstadt

5 Stufen; 4 m Länge, 11 m Breite

Ermöglicht unendlich viele Tricks auf Skateboard, BMX und Inline-Skates. Zum Beispiel Ollis, Kickflips und 360°s



INJEKTION

Michel

Englische Planke, Neustadt

48 Stufen; 16,8 m Länge, 1,15 m Breite

Sorgt in über 100 Metern Höhe für 146 Pulsschläge pro Minute

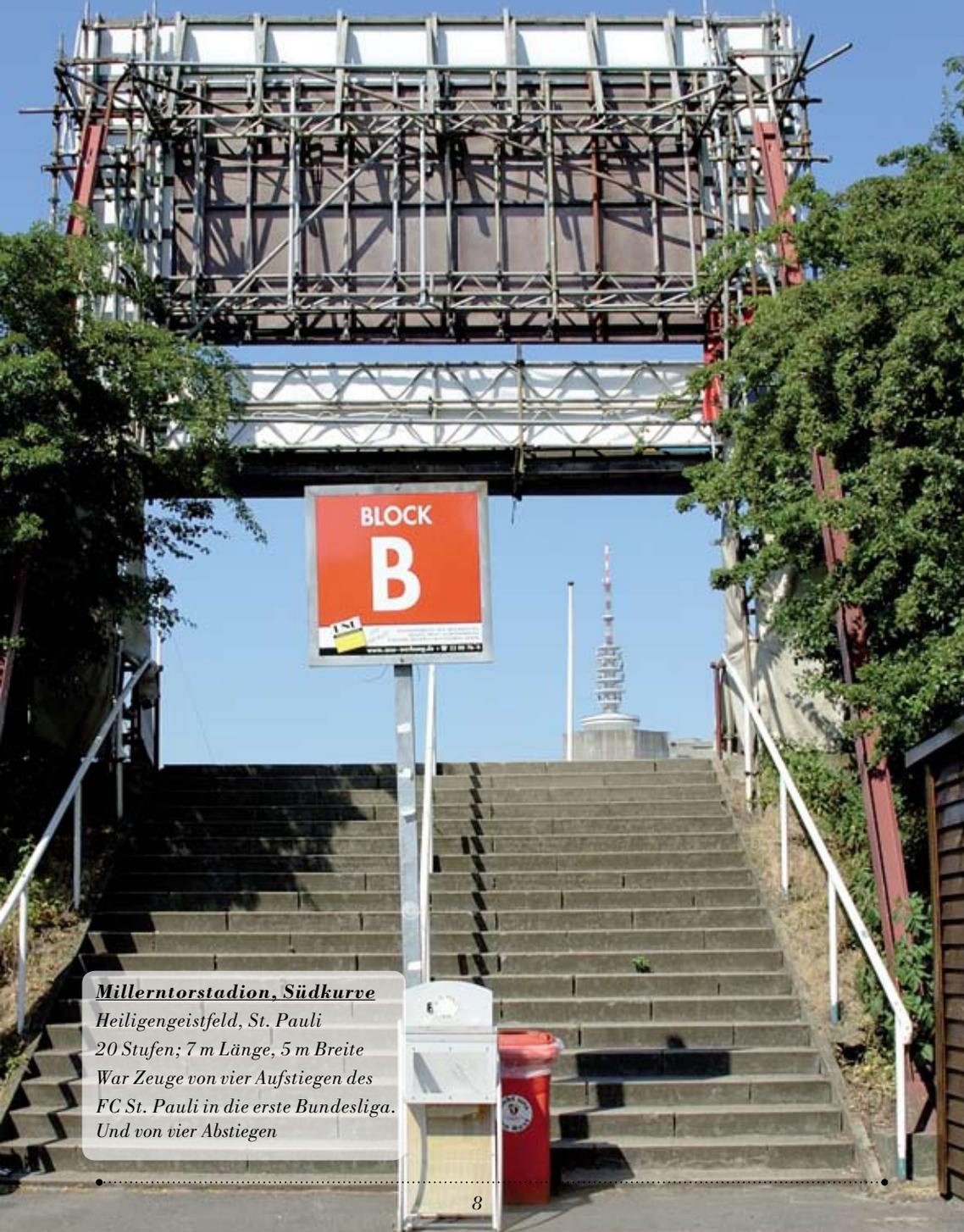
Aufstieg // Abstieg

Große Freiheit 36

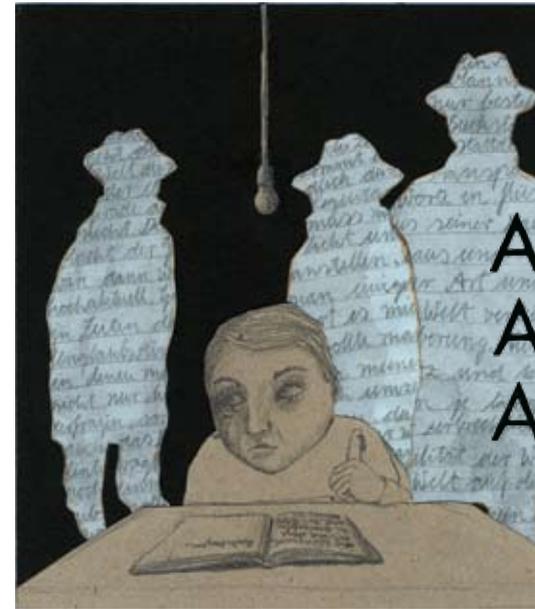
Große Freiheit, St. Pauli

16 Stufen; 4,8 m Breite, 1,2 m Breite

Hat bis heute über 900 Konzerte miterlebt.
Als erstes: Blues-Legende Rory Gallagher.



Millerntorstadion, Südkurve
 Heiligengeistfeld, St. Pauli
 20 Stufen; 7 m Länge, 5 m Breite
 War Zeuge von vier Aufstiegen des
 FC St. Pauli in die erste Bundesliga.
 Und von vier Abstiegen



Alle Fächer.
 Alle Fakultäten.
 Alles Betrug.

»Habe nun... durchaus studiert, mit heißem Bemühn« – nur mag manch einer sich denken: warum eigentlich? Andere können sich doch stellvertretend mit Magister- und Doktorarbeit plagen. Diese Anderen firmieren unter der Bezeichnung »Ghostwriter«: falsche Meriten sind ihr Geschäft; gegen Bares betreiben sie den Aufstieg Einzelner und die gleichzeitige Entwertung akademischer Titel.

Glaut man der *taz*, so hat ein Treffen mit akademischen Ghostwritern etwas Konspiratives: Da tauchen düstere Typen in schwarzen Lederjacken zum Gesprächstermin auf, den Hut tief ins Gesicht gezogen. Die Devise: Bloß nicht auffallen, denn das Geschäft ist brisant.

Andrea Schultheiss (Name geändert) taugt nicht fürs Klischee. Sie trägt ein leichtes Kleid, hat rotblonde Haare und hellwache blaue Augen. Bereitwillig gibt sie Auskunft über ein Geschäft, das wenig mit rauchenden Pistolen, aber viel mit ausladenden Egos und allzu leeren Köpfen zu tun hat. Schultheiss ist

gerade einmal Ende zwanzig und bereits Ghostwriterin im Ruhestand. Das Geschäft mit den Titeln war für sie, anders als bei hauptberuflichen Schreibern, nur ein Job auf Zeit. Ein recht lukratives Füllmittel, um die Zeit zwischen bestandenen Examen und dem ersten richtigen Job zu füllen.

Direkt nach ihrem Diplom in Politik heuerte sie beim Ghostwriting-Dienst *Dr. Franke* an – laut Eigenauskunft mit 300 freiberuflichen Autoren der Branchenprimus. Ihr erster Auftrag war eine Magisterarbeit von etwa 80 Seiten Länge, eine weitere akademische Auf-

tragsarbeit war um die 150 Seiten stark. **Dr. Franke** nimmt Aufträge aller Fachbereiche an, von den Alten Kulturen bis zur Zoologie.

Die Auftraggeber sind entweder nicht in der Lage oder nicht willens, eigenständig akademische Arbeiten anzufertigen. Zur Klientel der Ghostwriter gehören Studenten ebenso wie gestresste Angestellte – ausgestattet mit wenig Zeit, aber ausgeprägter Titelgeilheit.

Die Kunden wünschen Anonymität

Die erste Regel des Geschäfts: Anonymität. Chef-Ghostwriter Franke etwa gibt seinen Autoren gerade einmal Titel, Fachgebiet und Umfang der Arbeit mit auf den Weg. Der Autor erfährt nicht, welche Art von Arbeit er gerade schreibt, zu welchem Zweck sie später verwendet wird oder wer der Kunde ist. Allenfalls lassen sich anhand des Umfangs der Arbeiten Vermutungen anstellen.

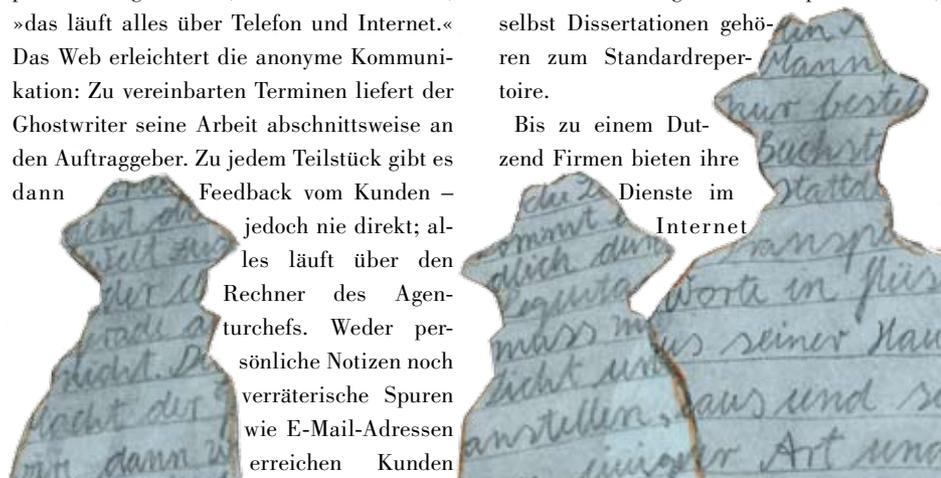
Auch Franke selbst bleibt für seine quer über die Republik verstreuten Schreiber meist ein Phantom. »Ich habe den Franke nie persönlich getroffen«, erzählt Schultheiss, »das läuft alles über Telefon und Internet.« Das Web erleichtert die anonyme Kommunikation: Zu vereinbarten Terminen liefert der Ghostwriter seine Arbeit abschnittsweise an den Auftraggeber. Zu jedem Teilstück gibt es dann Feedback vom Kunden – jedoch nie direkt; alles läuft über den Rechner des Agenturchefts. Weder persönliche Notizen noch verräterische Spuren wie E-Mail-Adressen erreichen Kunden

oder Autor. Der Kunde wünscht Anonymität. Die Kunden von Andrea Schultheiss waren stets zufrieden.

Die meisten Kunden stammen aus den Bereichen BWL und Jura

Die zweite Regel: Diskretion. Der Kunde und der Arbeitsgegenstand sind tabu. Welche Fachbereiche am häufigsten gefragt sind, zu welchem Zweck die meisten Arbeiten verwendet werden – die Verantwortlichen schweigen. Nur soviel lässt ein professioneller Ghostwriter durchblicken: Die meisten Kunden stammen aus den Bereichen BWL und Jura. Andere Anbieter, etwa der Chef des bezeichnenden Online-Angebots *ghostwriting-uni.de*, legen bei solch unbequemen Fragen sofort den Telefonhörer auf. Dabei wirbt gerade dieser Anbieter auf seiner Webseite mit geradezu paradiesischen Verheißungen für arbeitsunwillige Studenten: Jede Art von Seminararbeit ließe sich anfertigen, auch Referate »im mündlichen Stil« seien kein Problem. Magister- und Diplomarbeiten, selbst Dissertationen gehören zum Standardrepertoire.

Bis zu einem Dutzend Firmen bieten ihre Dienste im Internet



an; die Bandbreite reicht von professionell bis dilettantisch. Einige Anbieter verfassen für ihre Kunden nicht nur Diplomarbeiten – auch Festreden oder Kondolenzbriefe lassen sich gleich dazu bestellen; je nach Anlass.

Das Geschäft mit dem Ghostwriting lässt sich grob in drei Bereiche unterteilen: Zum einen gibt es Datenbanken mit fertig geschriebenen Diplom- oder Magisterarbeiten zum Download. Daneben agieren Autoren, die aus einem Setzkasten voller Zitate und Standardwerke schöpfen und ihr Material jeweils neu kombinieren. Und dann sind da noch diejenigen Ghostwriter, die tatsächlich alles neu anfertigen und es im wochen-, oft monatelangen Bibliotheks-Marathon den Studenten gleichtun.

Die maßgeschneiderte Neuanfertigung hat ihren Preis

Auf eine vorgefertigte Arbeit zurückzugreifen, gleicht mittlerweile russischem Roulette: Auch dem technisch unbegabtesten Dozenten ist eine simple Google-Recherche zuzutrauen. Ebenso lässt die bloße Neukombination von Textpassagen Zweifel an der Qualität des Endproduktes aufkommen. Eine maßgeschneiderte Neuanfertigung jedoch schreckt durch ihren häufig hohen Preis ab. Der Leiter einer großen Ghostwriting-Agentur: »Wer sich im Netz eine Diplomarbeit herunterlädt, zahlt vielleicht 100 Euro. Wenn wir eine Diplomarbeit übernehmen, kostet das 6.000 – 7.000 Euro. Das ist schon ein Unterschied.«

Gelegenheitsschreiberin Andrea Schultheiss bekam für ihr

150-Seiten-Werk 9.000 Euro. Wie viel Vermittler Franke zusätzlich für seine Arbeit einbehielt, weiß sie nicht. Ihren Lohn hält sie für angemessen, schließlich brauchte sie für das Werk über »Korruption im chinesischen Wirtschaftsraum« an die vier Monate: »So bombastisch ist die Bezahlung nicht – schließlich bin ich selbständig. Nach Steuern bleibt da nicht allzu viel übrig.« Dabei war sie noch gut dran; andere Dienstleister zahlen deutlich schlechter – etwa *acadwrite.de*, ein Anbieter aus der sächsischen Schweiz. »Die zahlen so was von miserabel«, sagt Schultheiss, »da kann die Qualität einfach nicht gut sein. Die bieten auch kleinere Geschichten an, Seminararbeiten und ähnliches, für 150 Euro. Dabei sitze ich auch da eine knappe Woche dran.«

Pro Seite nimmt *acadwrite* 26,95 Euro, gegen Aufpreis lässt sich das Schreibtempo auch beschleunigen – zahlbar gegen Vorkasse, Rechnung oder per Lastschrift. Alle Angebote sind direkt über ein Online-Formular zu ordern: einfach Thema angeben und Gliederung beifügen. Ein Mitarbeiter von *acadwrite*: »Für eine Arbeit, die dem Umfang einer Magisterarbeit entspricht, braucht ein Ghostwriter zwei bis drei Monate. Im Prinzip die gleiche Zeit, die ein zügig schreibender Student für die Arbeit bräuchte.« Wie sich unter diesen Umständen eine Magisterarbeit im Umfang von 90 Seiten zum Preis von rund 2500 Euro für Ghostwriter und Unternehmen rechnen soll, verrät er nicht.



Es sind rund 100 bis 300 Akademiker, mit denen die

großen Anbieter nach Eigenaussagen jeweils zusammen arbeiten. Das lässt auf einen häufigen Schwindel mit Arbeiten und Titeln schließen – genaue Zahlen liegen nicht vor.

**☞ Vertrauen ins akademische Ehrgefühl:
»Sowas tut man einfach nicht.«**

Das Rechtsdezernat der Universität Hamburg gibt sich ahnungslos: In den letzten zehn Jahren seien keine fremdgeschriebenen Examensarbeiten bekannt geworden; die vielfältigen Angebote im Internet sind hier praktisch unbekannt. Martin Günther, Leiter der Rechtsabteilung, bekennt: »Wahrscheinlich gibt es solche Fälle. Vielleicht sind wir einfach zu dusselig, um sie aufzudecken.« Meist würden Professoren aufgeflogene Studenten direkt zur Rechenschaft ziehen: »Diese Leute bekommen rote Ohren – und das war es dann

auch.« Ansonsten vertraut man auf akademisches Ehrgefühl: »Es gilt noch der Grundsatz: So etwas tut man einfach nicht«. Im Extremfall kann ein aufgedeckter Fall jedoch durchaus zu einer Klage führen.

Bleibt die Frage nach der moralischen Verantwortung der Ghostwriter. Andrea Schultheiss hat zwiespältige Gefühle: »Es ist eine Verarschung der Hochschulen, man untergräbt die Validität des gesamten Systems.« Doch das Ghostwriting sei ein allgemeineres Problem und komme auch bei Professoren vor, die sich ihre unter dem eigenen Namen veröffentlichten Arbeiten von Assistenten schreiben ließen. Sie selbst hätte allerdings nie die Dienste eines Ghostwriters in Anspruch genommen, »denn das Examen ist das wichtigste am Studium, wieviel Arbeit das auch bedeutet«.

ANZEIGE

Sag mal, bist du eigentlich noch cool?

Hoppla, ist der Trend schon wieder vorbei? Oder noch schlimmer: zum Massentrend verkommen? Was tun: Altkleidersack oder weitertragen? Fünf Trends, die ein bisschen aus der Mode gekommen sind. Und fünf Studierende, die dennoch dazu stehen.



Die Freitag-Tasche.

Bendine, 25: »Ich wollte eigentlich ein Geschenk für meinen Freund kaufen. Aber dann habe ich diese Tasche gesehen und mich sofort verliebt. Ich finde sie total toll; cool will ich damit eigentlich nicht sein.«



Die Beckham-Frisur.

Matin, 28: »Die Friseurin hat mich dazu überredet; an Beckham hab ich nicht gedacht. Nach Trends gehe ich eh nicht. Letztes Jahr hab ich aber dann hinten auch noch auf Trend machen lassen.«



Die Hamburg-Jacke.

Katharina, 23: »Natürlich ist meine Hamburg-Jacke cool, sonst würde ich sie ja nicht tragen. Das ist auch ein Original; ich hab sie in diesem Friseurladen gekauft, als die noch ganz neu waren. Da ist auch ein bisschen Lokalpatriotismus dabei.«



Das Trucker-Cap.

Ryutaro, 26: »Ich finde das Cap derbe cool, das ist eine Surfer-Marke. Das Cap habe ich mir in Japan gekauft, aber da gibt es diesen Trend gar nicht so. Hier sind die Caps aber auf jeden Fall in.«



Die Oldschool-Chucks.

Sandra, 24: »Ich war mir immer unsicher, ob mir Chucks eigentlich gefallen. Als ich 16 war, hatte ich keine – da habe ich meine Doc Martens auch im Sommer getragen. Chucks sind ja kein Trend, das sind Klassiker.«

Die Macht der Gezeiten

Ebbe und Flut bestimmen den Arbeitsrhythmus auf der Elbe. Das gilt für Schiffe vom Fischkutter bis zum Containerriesen. Die Hamburger Hafenbehörde möchte in den kommenden Jahren die Elbe weiter ausschaufeln, um besonders großen Schiffen die Durchfahrt zu erleichtern. Der Sinn dieser Maßnahme ist heftig umstritten.

»Jetzt kippt sie gerade wieder.« Auch von seinem Wohnzimmer aus hat Fischereimeister Walter Zeeck die Tide ständig im Blick. Vor der großen Fensterfront im Erdgeschoss des Rotklinkerhauses in Geversdorf fließt ruhig die Oste. Graublau hebt sich der Nebenfluss der Elbe vom frischen Grün des Röhrichts ab. Dicht über dem Wasserspiegel ist ein schmaler Streifen des Schilfs entfärbt. Bis hierhin war das Wasser eben noch gestiegen, nun kehrt es zur Nordsee zurück, aus der es gekommen war. Die Oste hinab, zurück in die Elbe und weiter zur See. Vorbei an einem Fischkutter, auf dem zwei junge Männer diesen Moment abpassen: Es sind Zeecks Söhne,

23 und 26 Jahre alt. Behände bedienen sie Motorwinden. Rechts und links heben sich Ausleger. Schnell müssen die Netze aus dem Wasser, die die Flut in den letzten sechs Stunden mit Fischen füllte. Dann lassen sie das Boot treiben; es dreht sich langsam um den Anker herum, um 180 Grad. Routiniert setzen sie die Netze wieder aus, jetzt verrichtet die Ebbe ihr Werk und bringt erneuten Fang. Dann sehen die jungen Männer zu, dass sie in die Kajüte kommen und eine Mütze Schlaf bekommen; nur noch vier Stunden, dann »kentert die Tide wieder«, wie Walter Zeeck es im Fischerlatein ausdrückt. Sie haben den richtigen Moment immer erwischt.

☞ **Nur zwei Mal am Tag kann das Schiff auslaufen. Das Zeitfenster: 30 Minuten**

Gut 100 Kilometer elbaufwärts, im Hamburger Hafen, an Bord eines Containerschiffs, macht sich Hektik breit. Erst hatte ein Güterzug Verspätung. Nun verzö-



gert ein kleiner Kutter das Drehen im Hafenbecken, das ohnehin Präzisionsarbeit ist. Das Schiff ist ein Gigant, 300 Meter lang, über 30 Meter breit, die Brücke auf gleicher Höhe wie die Hochhäuser am Elbufer. Tausende Container drücken den Rumpf 13,50 Meter unter die Wasseroberfläche.

Man droht, den richtigen Moment zu verpassen. Zweimal am Tag drückt die Flut das Wasser der Nordsee in die Elbe und lässt ihren Pegel steigen, zweimal am Tag saugt die Ebbe das Wasser wieder aus ihr hinaus. Diesem »Tidenhub« muss sich ein Frachter dieser Größe anpassen: Beim Einlaufen hatte sich der Riese auf die Flutwelle gesetzt und war auf ihr von der Nordsee bis in den Hafen geritten. Das Auslaufen ist jedoch komplizierter. Dabei muss mindestens eine Niedrigwasserphase durchfahren werden. Genau da liegt das Problem: Die Unterelbe ist dann in weiten Teilen nur 12,50 Meter tief. Um nicht auf Grund zu laufen, muss der Frachter diese Stellen bei Flut durchfahren. Das erfordert genaues Timing. Nur zweimal am Tag kann das Schiff den Hafen verlassen, nur 30 Minuten misst jeweils das Zeitfenster.

Jetzt darf nichts dazwischenkommen, in Shanghai erwarten sie die Container mit den Maschinenteilen pünktlich, es herrscht Just-in-Time-Produktion, auf große Lager wird verzichtet. Wird der Fahrplan nicht eingehalten, stehen in China die Bänder still. Wegen

eines verirrtten Kutters im Hamburger Hafen.

Fast 200 Jahren fischt die Familie Zeeck schon in der Unterelbe, »seit Napoleon aus dem Land ist, so ungefähr«, meint Walter Zeeck, 56, mit einem Augenzwinkern.

1962 fing Walter Zeeck an, mit seinem Vater hinauszufahren. Damals hatte die Elbe noch ausladende Schwemflächen. Die Flut verteilte sich über das weite Marschland beiderseits der Elbe, jeder Graben nahm Wasser auf, auch die Oste. »In Hamburg war der Unterschied zwischen Flut und Ebbe nur 50 Zentimeter.«

Heute misst der Tidenhub am Pegel St. Pauli 3,60 Meter. 1962 kam die große Sturmflut, hunderte Hamburger ertranken. In der Folge wurde die gesamte Unterelbe eingedeicht, Sperrwerke an den Nebenelbmündungen errichtet; alles Wasser bleibt seither in der Elbe. Für die Seeschifffahrt wurde die Fahrinne ausgebaggert, allein fünfmal im letzten Jahrhundert, zuletzt 1999. Der raue Elbgrund, der das Wasser früher bremste, sank von 5,50 Meter auf 12,50 Meter. Die Elbe



fließt nun schneller und türmt sich bei Flut höher auf.

Im Sommer hatten die Zeecks über 200 Kilo toten Fisch in den Netzen, erstickt wegen Sauerstoffmangels. Der höhere Tidenhub wirbelt mehr Schwebstoffe auf, das Wasser wird trüb, weniger Sonnenenergie dringt ein, die Algen und Plankton für Photosynthese benötigen. Dazu kommt: der Sauerstoff, der an der Oberfläche durch den Wind eingebracht wird, dringt nicht mehr bis zum nunmehr tiefergelegten Grund vor.

↳ **»Die können die Natur kaputt machen, aber nicht mit ihr zusammen arbeiten.«**

Über die Folgen macht sich Walter Zeeck keine Illusionen: »Weniger Fang, effektiv weniger Verdienst, wir müssen härter fischen, an 250 Tagen im Jahr raus statt nur an 180.«

Er hat sich in Rage geredet, sein freundliches Gesicht ist rot angelaufen. Über die Flussbauingenieure hat er eine klare Meinung: »Die können Beton machen, die können begradigen und die Natur kaputt machen, aber nicht mit ihr zusammen arbeiten.



Einen Fluss muss man als System betrachten. Die nennen die Elbe auch nicht »Fluss«, für die ist das eine »Wasserstraße«.

Thomas Strothmann ist Bauingenieur bei der Hafenbehörde HPA. Er plant bereits die nächste Elbvertiefung, um einen weiteren Meter. Ende 2007 soll es losgehen. Wenn er von der Elbe spricht, sagt er nie »Wasserstraße«, sondern »System.«

Wenn der Tidenhub weiter steigt, drohen dann nicht Sturmfluten? »In meinen Augen ist das Kaffeesatzlese-rei«, sagt Strothmann. »Theoretisch besteht die Gefahr schon, von der Physik her. Aber unsere Messungen nach der letzten Elbvertiefung geben das nicht her. Das System ist zu komplex, das müsste man lange Zeit ungestört beobachten, um die Auswirkungen fundiert bewerten zu können.« Macht es dann Sinn, schon jetzt die nächste Vertiefung zu planen? »Ja, haben wir denn eine Alternative? Wir haben hier einen Containerboom!«

In der Tat, seit der letzten Elbvertiefung werden jedes Jahr durchschnittlich 13 Prozent mehr Container in Hamburg verladen. Dabei ist die Zahl der hier einlaufenden Containerschiffe sogar leicht gesunken,

nur ihre Größe nimmt stetig zu. Schon heute dürfen einige der Giganten nicht mehr voll beladen sein, um aus Hamburg auslaufen zu können. Thomas Strothmann fasst die Sorgen der Hamburger Hafenbehörde zusammen: »Sobald das erste Mal so ein Containerschiff der heutigen Generation den Liegeplatz in Hamburg nicht mehr anlaufen kann, wandert gleich eine ganze Flotte ab. Dann geht das schneller als man denkt, dass der Hamburger Hafen K.O. ist.«

↳ **»Es geht den Reedern nur darum, Wartezeiten zu verkürzen. Auch ohne neue Elbvertiefung gehen die Lichter nicht aus.«**

140.000 Arbeitsplätze sind vom Hafen abhängig, 40.000 direkt, 100.000 indirekt. Keine erneute Elbvertiefung, Hafen K.O., Arbeitsplätze weg? Manfred Braasch, Geschäftsführer des BUND Hamburg, hält diese Befürchtungen für übertrieben. »Selbst die größten Schiffe können heute schon tideabhängig Hamburg anlaufen. Es geht den Reedern nur darum, die Wartezeiten zu verkürzen. Die wollen unabhängig von der Tide sein.« Ein Drittel der Waren, die im Hamburger Hafen ankommen, sei ohnehin für die vier Millionen Verbraucher der Metropolregion bestimmt. Ein Transport über Land wäre deutlich teurer. Für Braasch ist klar: »Das darf man nicht schwarz-weiß sehen. Auch ohne neue Elbvertiefung gehen in Hamburg nicht die Lichter aus.«

Walter Zeeck hat in seinem Leben gelernt, mit dem Auf und Ab zu leben, mit der Tide, aber auch sonst. Anfang der achtziger Jahre stand er schon kurz vor dem Nichts; sein älterer Sohn war eben erst auf der Welt, gerade hatte er viel Geld in einen neuen Kutter investiert, da wurde das Fischen auf der Elbe verboten. Industriebetriebe leiteten ihre Abwässer ungeklärt ein.

Der Fisch schmeckte nach Phenol, der ganze Fluss war eine stinkende Brühe. Zeeck und die wenigen noch verbliebenen Elbfischer kämpften, blockierten Werke und legten sich mit Chemikararbeitern an, »die sind fast auf uns losgegangen!« Die Öffentlichkeit wurde aufmerksam, empörte sich über den Raubbau an der Natur; die Umweltbewegung entstand.

Unter dem starken Druck begannen die Chemieriesen schließlich Klärwerke zu bauen; mit der Wende brach dann die Industrie im Osten zusammen. »Das hat den Fischern hier die Existenzgrundlage gesichert«, sagt Zeeck. »Mittlerweile ist die Elbe wieder so sauber wie Quellwasser.« Auch wenn es mit der letzten Elbvertiefung wieder etwas abwärts ging, und mit der nächsten vielleicht noch ein bisschen weiter, die Zeecks werden am Fluss bleiben, mit ihm leben, die Netze einholen und neu aussetzen, immer wenn die Tide kentert. ■



Hamburger Fußballkultur = HSV und St. Pauli? Nicht ganz. Barmbek-Uhlenhorst, Altona 93 und der SC Victoria waren einst gleichauf mit den Lokalmatadoren von heute. Ein Rückblick auf eine Zeit, in der Fußball noch Profisport war und der Ball im Mittelpunkt des Interesses stand.

»Sind die Herrschaften von der Polizei?«, will die verunsicherte Dame wissen. »Hamm se dir etwa den Laden ausgeräumt?« Werner Erb beschwichtigt die aufgeregte Kundin. Und als er erklärt, die Presse sei da, geht ein respektvolles Raunen durch das Lotto-Toto-Geschäft am Eidelstedter Marktplatz. Tag für Tag steht Erb mit seiner Frau Else hinter dem Tresen. Alte Fotos an der Wand verweisen auf die Vergangenheit des Herren über Lottoscheine,

Tabak und Brausestäbchen: Erb war einer der ganz Großen des norddeutschen Fußballs. Bis zur Einführung der Bundesliga 1963 war die Oberliga Deutschlands höchste Spielklasse – und Werner Erb einer der gefürchtetsten Torjäger der jungen Republik.

Genau wie der große Uwe Seeler bestritt er 237 Spiele in der Oberliga. Für seinen Verein Altona 93 erzielte er dabei 127 Tore.

Erb war dabei, als Altona 93 auf Augenhöhe mit dem HSV oder Werder Bremen spielte – vor bis zu 20.000 Fans auf der legendären Adolf-Jäger-Kampfbahn. »Ich war seit meinem fünften Lebensjahr Schwarz-Weiß-Roter, genau so wie der Rest meiner Familie. Ich konnte doch nur hier spielen«, meint der heute 73-jährige, während er stolz seinen Altona 93-Schal zeigt.

Auch der legendäre Bundestrainer Sepp Herberger wurde auf den treftsicheren Stür-

mer aufmerksam und berief ihn in den Kreis der DFB-Auswahl. Aber »der Chef war launisch und hatte seine Lieblinge. Und an Ottomar Walter kam ich leider nicht vorbei«, sagt Erb schmunzelnd. Doch auch wenn er nicht selbst dabei war, kennt er sie alle, die Helden von Bern: Charly Mai, die Walter-Brüder, Toni Turek und Jupp Posipal vom HSV.



»Ich war schließlich Altonaer! Was sollte ich da in England?«

Auch ausländische Clubs interessierten sich für den Torjäger: Anfang der 50er Jahre versuchten die Clubs Aston Villa und Bolton Wanderers aus der britischen Premier League, Erb auf die Insel zu locken. Der winkte ab: »Ich war ja schließlich Altonaer, was sollte ich da in England? Außerdem war's dem Seppel Herberger nicht recht!«

Seine mögliche Karriere in der Nationalmannschaft beendete er höchstpersönlich, bevor sie überhaupt angefangen hatte: Nach dem Gewinn der Weltmeisterschaft versprach Herberger immer wieder den erhofften Einsatz. Beim Länderspiel gegen Irland, das 1955 ausgerechnet in Hamburg stattfand, ließ der Bundestrainer den Altonaer Goalgetter eine Halbzeit warmlaufen, ohne ihn einzuwechseln. Frustriert ließ sich Erb in der Pause eine Taxe kommen, nachdem er sich zuvor von Herberger mit den Worten: »Weißte was, du kannst mich mal am Arsch lecken!« verabschiedet hatte.

Als 1963 der Fußball professionalisiert und die Bundesliga eingeführt wurde, rutschte eine Vielzahl von Traditionsvereinen in die sportliche Bedeutungslosigkeit ab. Die vier

Oberligen aus Nord, Süd, West und Südwest wurden aufgelöst; nur wenige Vereine konnten sich für die neugeschaffene Liga qualifizieren. Namhafte Vereine

und Mannschaften, die bis dato regelmäßig Meisterschaften feierten und vor großer Kulisse spielten, fanden sich rasch in den unterklassigen Amateurligen wieder. Kaum jemand kennt heute noch die goldene Ära der Sportfreunde Katernberg, von Hamborn 07, Arminia Hannover oder eben auch die des Altonaer FC von 1893.

In den 50er Jahren war es an Altona 93 mit seinem Stürmer Werner Erb, den großen Ortsrivalen HSV und St. Pauli Paroli zu bieten. Doch bei der Professionalisierung des Fußballs verloren die Altonaer, wie viele andere Vereine, den Anschluss. Als Erb 1971 nach über 800 Pflichtspielen für den AFC seine Karriere beendete, hatte bereits der schleichende Absturz des Vereins begonnen. Heute dümpelt Altona 93 in der vierten Liga herum. Zwar heißt diese Liga heute auch Oberliga, hat aber mit der höchsten Spielklasse so viel zu tun wie Kirschwasser mit Bremsfett.



Torjubiläum auf der Adolf-Jäger-Kampfbahn: Werner Erb trifft 1956 für Altona 93.



Ortswechsel. An der Hoheluftchaussee in Lokstedt steht die älteste Holztribüne Deutschlands, erbaut 1907: Die Heimstatt des SC Victoria. Als 1948 das Meisterschaftsfinale der britischen Besatzungszone ausgetragen wurde, pilgerten 37.000 Anhänger hierher. Auch heute spielt der SC Victoria noch an selber Stelle – in der letzten Saison vor durchschnittlich 290 Zuschauern. Am Ende stieg ›Vicky‹ in die fünfte Liga ab, als Tabellenletzter. Gründe für die sportliche Talfahrt lassen sich in der ökonomischen Schere zwischen den Oberliga-Vereinen finden. Hatte Victoria in der vergangenen Saison nur ein Budget von knapp 90.000 Euro zur Verfügung, konnte Konkurrent Kickers Emden mit einem Etat von einer halben Million Euro aus dem Vollen schöpfen.

**V Auch der Etat macht das Spiel:
»Geld schießt eben doch die Tore«**

»Nun, es ist bei den Amateuren wie bei den Profis: Wer am meisten zahlt, hat am meisten Erfolg. Geld schießt eben doch Tore«, meint der ehemalige Torhüter Thordes Krakow.

In den frühen 60ern mischte der SC Victoria mit Krakow die Hamburger Fußball-Szene auf. Damals stellte



›Vicky‹ sogar norddeutsche Auswahlspieler. Erst der Abstieg in die vierte Liga 1968 brachte Krakow dazu, seine Torwarthandschuhe gegen die Friiserschere einzutauschen. Noch immer ist er im eigenen Frieursalon tätig.



Die Tribüne des SC Victoria ist aus dem Jahr 1907 – die Tafel mit den Eintrittspreisen vermutlich auch kaum jünger.

Auch auf der anderen Seite der Alster ist der Mythos von einst noch lebendig: Hier lässt der HSV Barmbek-Uhlenhorst auf dem Wilhelm-Rupprecht-Sportplatz kicken. Ingo Heindorf, ehemals Kapitän der Meistermannschaft von 1963, war dabei, als der Verein in die Regionalliga aufstieg.

BU Identifikation mit dem Verein war gestern; heute herrscht Söldnermentalität

Beim abermaligen Aufstieg in die zweite Bundesliga 1974 war Heindorf, heute ehrenamtlicher Platzwart, selbst nicht mehr aktiv. In dieser Saison haben die Barmbeker selbst Borussia Dortmund mit 2:1 bezwungen. Doch auch wenn langfristig der ganz große Erfolg ausblieb, habe man letztlich immerhin noch »das ein oder andere Spiel durch Kameradschaft gewonnen«. Heindorf glaubt, dass junge Spieler kaum verstehen können, was er damit meint. Die heutige »Söldnermentalität« der aufstrebenden Spieler Sorge selbst in den Amateurligen für ein stetiges Kommen und Gehen und lasse kaum noch Identifikation mit den Vereinen zu – nicht einmal bei BU.

Am Ende der letzten Spielzeit ging es für den Verein von der vierten in die fünfte Liga abwärts.

Bei Eintrittspreisen von bis zu 15 Euro pro Heimspiel überrascht es kaum, dass alle Vereine über mangelnden Zuspruch junger Fans klagen. Trotzdem: In einer Zeit der gekauften Erfolge und des omnipräsenten Kommerzes hat der Amateursport eine gewisse Ursprünglichkeit beibehalten. Biederkeit und Emotion, vereint in übergroßen

Kampfbahnen, unter einer Glocke aus Bier- und Knackwurstdunst. Die Besucher sind stets bunt gemischt. Neben mürrischen wie fröhlichen Senioren finden sich junge Lokalpatrioten, Familien und mitunter ein paar kurzgeschorene Steroidopfer. Die älteren Semester kommen bereits seit Jahren, manche von Kindesbeinen an. Jeder Verein bedient eine unterschiedliche Klientel. Während Victoria sich als gehobener Verein mit entsprechend familiärer Anhängerschaft versteht, sehen sich viele Anhänger des Altonaer FC als linke Alternative zu St. Pauli. Im letzten Heimspiel der vergangenen Saison verlor Altona 1:7 gegen den VfR Neumünster. Ein Feuerwerkskörper verirrte sich im Laufe des Spiels gen gegnerischer Kurve, worauf martialisches Polizeieinheiten die leeren Plätze im Stadion ausfüllten.



Saison 1964/65: Victoria-Torwart Thordes Krakow hechtet nach dem Ball. Vor gefüllten Rängen geht es gegen den Regionalliga-Meister Holstein Kiel.

Vielleicht sind die Amateurligen ja einfach nur der letzte Hort des Proletensports von einst. Wer seinen Fußball dilettantisch, aber ehrlich mag, und wer die Spieler und Trainer aus nächster Nähe beobachten will, ist hier gut aufgehoben. So nah ran ans Leder wie hier kommt man in keiner modernen Arena. ■



Therapeutisches Mitfiebern

Lotto King Karl über Lokalfußball im Allgemeinen und Barmbek-Uhlenhorst im Speziellen

Lotto, seit wann bist du BU-Fan?

Seit ewigen Zeiten. Ich kann mich gar nicht mehr erinnern, wann ich beim Spaziergang mit meinen Eltern an der »Anfield Road« zum ersten Mal staunend hinter dem Zaun stand.

Wieso wird das Stadion ‚Anfield Road‘ genannt? Welche Gemeinsamkeiten haben Barmbek-Uhlenhorst und der FC Liverpool, immerhin der Champions-League-Sieger 2005?

Tradition, Ehrlichkeit, Direktheit, Leidenschaft. Und ein Platz, auf dem beim Fußball auch mal gearbeitet wird.

Wie viele Höhen und Tiefen hast du als BU-Anhänger schon miterlebt?

So einige... aber der Abstieg in diesem Jahr war nicht so schlimm; derzeit steht der Verein ja auf soliden Füßen, wenn auch nicht auf goldenen. Und die erste Wurst vom Grill, das erste Bier beim ersten Heimspiel der Saison, das ist jedes Mal so ein Hoch für mich, dass man sich vorstellen kann, wie groß erst die Freude über einen Aufstieg ist – wie im letzten Jahr.

Hast du als Kind alle BU-Spiele im Stadion verfolgt?

Nicht regelmäßig, aber ich habe die Mannschaft immer im Auge gehabt. Mir ist der Sonntagnachmittag im Stadion heute wichtiger als früher. Das hat für mich mehr mit Abschalten zu tun. Wenn ich mich zwischen ganz normale Leute stelle, die ich teilweise mein Leben lang kenne, um genau wie früher

dort mitzufiebern – das hat fast schon therapeutische Wirkung.

Wie setzt du dich für BU ein?

Ich bin dort aufgetreten, locke jeden Fernsehsender, der ein Portrait über mich machen will, dorthin und biete über eine Firma, die ich mitbegründet habe, dort hin und wieder Spiele an. Das ist gut für Sponsoren und bringt langfristig mehr als Geldspenden. Auch die Zeile »Mitten inne Stadt« meines Titels »Mitten in Barmbek«, in dem BU ja erwähnt wird, ist im Verein allgegenwärtig.

Siehst du BU anders, seit du Stadionsprecher des HSV bist?

Warum sollte ich? Es dürfte bekannt sein, dass ich mit der Raute im Herzen durch die Welt gehe. Da bleibt aber genug Platz für das Gefühl der Heimat, das jeder Mensch nur in seinem alten Viertel findet.

Welche Perspektiven gibt es für BU?

Ich hoffe natürlich auf den Wiederaufstieg und dass es vielleicht gelingt, die Mannschaft langfristig in der Oberliga zu etablieren. Wenn nicht, wäre das auch kein Problem. Das Schöne an BU ist doch, dass da nicht alles ganz so ernst genommen wird. ■



Lotto King Karl (38), eigentlich Gerrit Heesemann, gehört mit Songs wie »Hamburg, meine Perle« zum Inventar der Stadt; seine Konzerte sind regelmäßig ausverkauft.

ANZEIGE

GRENZGÄNGER

Joggen, Radfahren, Schwimmen - langweilig. Hatten wir alles schon!
Wie wär's zur Abwechslung mal mit Karabiner, Seil und Kletterwand?
Ein Selbstversuch.

Frische

Bergluft, blühende Almwiesen, schneebedeckte Alpengipfel – von wegen. Was ich vor Antritt meiner ersten Klettertour zu sehen bekomme, hat nicht viel von Bergidyll. Inmitten einer beschaulichen Wohnsiedlung im Hamburger Norden steht ein grauer Klotz, übersät mit bunten Noppen – außen bis auf das Dach, innen bis unter die Decke: das Kletterzentrum des Deutschen Alpenvereins in Hamburg. Hier soll ich, durch und durch norddeutsch und nur plattes Land gewohnt, mich mit dem Ruf der Berge vertraut machen.

Viel Zeit, um Spuren von Heidis Welt zu suchen, bleibt mir aber nicht: kaum bin ich angekommen, schon stecke ich in einer Art Strampelanzug und drückenden Schuhen. »Du wirst sehen, das geht ganz einfach«, prophezeit mir Jürgen Katzmarzik vom Alpenverein, mein Kletterlehrer und -partner für heute. Das lerne ich als Erstes: Klettern bedeutet Teamwork. Um eine Wand zu bezwingen, einen Berg zu erklimmen, braucht es mindestens zwei – einen, der klettert, den anderen, der unten sichert.

Als Zweites lerne ich: Klettern bedeutet Vertrauen. Denn nur wenige Minuten nachdem mich mein Lehrer mit einem Seil an seinem eigenen Strampelanzug, dem Gurt, festgemacht hat, schwebe ich schon vier Meter über dem Boden. Wie Spiderman habe ich mich über die ersten Griffe an der Wand hochgearbeitet,

gesichert nur durch einen Knoten und Jürgens Gegengewicht. Zu sagen, mir sei mulmig im Magen, wäre untertrieben. »Super, du hast es schon bis zum Maulwurf geschafft«, versucht Jürgen mir Mut zu machen. Maulwurf? Tatsächlich: Mit der linken Hand halte ich mich an einem Maulwurf fest. Die Erbauer der Halle haben Humor bewiesen und einige Griffe in Tierform gegossen.

✂ »Warum wir auf die Berge steigen? Weil sie da sind.«

Als ich Sekunden später mit weichen Knien wieder auf festem Boden stehe, antwortet mir mein Lehrer mit einem Lachen auf die zweifelnde Frage: »Warum macht man das?«. Jürgen zeigt auf sein T-Shirt, das mit dem Zitat des Mount-Everest-Bezwinners Edmund Hillary bedruckt ist: »Warum wir auf die Berge steigen? Weil sie da sind.« Kletterer haben wirklich Humor. Jürgen erklärt seine Leidenschaft für den Bergsport: die Kombination aus körperlicher und mentaler Anspannung

gion. »Draußen macht es mehr Spaß, weil es in der Natur einfach mehr zu sehen gibt und die Routen nicht so vorgegeben sind«, gesteht Jürgen ein, »aber drinnen braucht man sich nicht ums Wetter zu kümmern.«

machen für ihn den Reiz des

Kletterns aus, die Verbindung von Vertrauen in den Anderen und Überwindung der eigenen Grenzen. Außerdem würde man beim Sportklettern unmittelbar die eigenen Fortschritte erfahren – mit jeder Tour wächst das Vertrauen in das eigene Können. »Als ich vor 15 Jahren mal bei Freunden mitfuhr, konnte ich nicht ahnen, dass Klettern süchtig macht«, erinnert sich der 44-Jährige. Heute erklimmt er die Wände bis zu viermal die Woche.

Der Sucht nach dem Spiel mit der Schwerkraft gehen inzwischen bundesweit über 200000 Kletterer nach. Seit 1996 messen sich die Besten der Besten im Wettkampf; im Juli wurde in München die letzte Weltmeisterschaft ausgetragen. Keine Frage: Sportklettern boomt – sogar auf der flachen Ostsee-Insel Fehmarn gibt es eine Kletteranlage. Im Norden gleichen die Hallen natürlich vor allem die fehlenden Berge aus, aber auch in anderen Regionen erweisen sie sich als praktische Trainingsmöglichkeit. Das Hamburger Kletterzentrum ist in Deutschland einzigartig: Auf 1140 Quadratmetern Kletterfläche finden sich unendlich viele Strecken, alle Schwierigkeitsgrade und naturgetreue Kletterbedingungen. Wem das nicht genügt: im nur 220 Kilometer entfernten Weser-Bergland befindet sich die nächste Open-Air-Kletterre-

Den Traum vom naturnahen Alpenglück stelle ich vorerst hinten an. Trotzdem: Nach meinem ersten jämmerlichen Kletterversuch hat mich der Ehrgeiz gepackt; ich will vor allem eins – meine Grenzen überwinden. Und die liegen derzeit beim kleinen Maulwurf in vier Meter Höhe. Mit Hilfe eines simplen Tricks werde ich diesen laut Jürgen weit hinter mir lassen: »Mach die Augen zu, lass dir Zeit, ertaste deine Kletterroute – und vergiss, dass es ein ›Unten‹ gibt.« Tatsächlich. Als ich wenig später mit geschlossenen Augen nach den ersten Kletterstufen den Maulwurf ertaste, ist mir keinesfalls nach Abseilen zumute. Ich will nur noch nach oben! Noppe für Noppe geht es weiter, bis ich Schweiß gebadet eine Gans erreiche, die in 15 Metern Höhe das Ende meiner Route markiert. Selbst als ich hier oben die Augen öffne und nach unten blicke, will sich das mulmige Gefühl von vorhin nicht wieder einstellen. Alles, was ich spüre, ist Stolz. Für heute trete ich dennoch erst einmal wieder den Abstieg an. Morgen kann es dann meinestwegen gleich wieder an die Wand gehen. ■

Kletterzentrum des Deutschen Alpenvereins Hamburg
Kurse für Anfänger und Fortgeschrittene; Tageskarte für Nichtmitglieder 12 Euro, Ausrüstungsverleih 10 Euro.
Döhrnstr. 4, 22529 HH. Mo-Sa 10-23 Uhr, So 10-22 Uhr.
Tel. 56069599, www.kletterzentrum-hamburg.de

Denkerland reloaded

Deutschland auf dem Weg ins wirtschaftliche Abseits. Eben noch Top, heute Flop. Rekordarbeitslosigkeit, Bildungsnotstand, mangelnde Flexibilität. Besorgte Politiker rufen die Innovationsoffensive aus. Doch wo beginnen?

Jedes Jahr werden hierzulande knapp 60.000 Patente angemeldet. Davon werden 16.000 anerkannt, jedoch lediglich zwei Prozent erfolgreich vermarktet. Geschätzte 50.000 freie Erfinder in Deutschland forschen und basteln, locken mit Gewinnen und erleiden Finanzierungsgpässe. Kämpfen um Anerkennung ihrer Patente und die Einzigartigkeit ihrer Ideen. Sie würden so gerne mit der Industrie, aber die Industrie will selten wie sie. Erfinder sind ganz besondere Menschen – sie geben niemals auf.

So wie Kalman Györy, der in Gödenstorf bei Lüneburg lebt. Wenn der Erfinder in seinen Papieren blättert – Patentschriften und Zeichnungen, Aktenvermerke und Gerichtsunterlagen – dann packt ihn schon mal die Wut. Györy fühlt sich vom Schuhhersteller Reebok betrogen. Daher klagt er in den USA, Streitwert laut Eigenschätzung: 3 Milliarden Euro.

In den Achtzigern beschäftigte den leidenschaftlichen Motorradfahrer ein Problem: Wenn Motorradfahrer stürzen, ist die Wirbelsäule in Gefahr. Das Abziehen des eng anliegenden Helms kann den zerschundenen, lebenswichtigen Nerven den Rest geben. Györy experimentierte fortan mit Luftpolstern

– kommt es zum Unfall, leert der Sanitärer die Luftkammern und kann den Helm sicher abziehen.

§ **Das vierzigste Patent ist schließlich ein Erfolg**

Györy bastelte einen Prototyp und meldete ein Patent an, bis dato sein vierzigstes. Lange Zeit hagelte es von allen in Frage kommenden Herstellern Absagen. Schließlich fand sich doch ein Abnehmer, und siehe da: kaum in Serie produziert, wurden die Helme zum Verkaufsschlager. *Der Spiegel* berichtet ebenso wie *Stern* – Györy fährt Mercedes. Mit der Erfindung der Glasfaser kamen einige Jahre später neue Helme auf den Markt, die das Luftkammersystem überflüssig machten. 20 Jahre vergingen, in denen der Erfinder kein einziges neues Patent mehr erfolgreich vermarkten konnte. Er fährt nun einen alten Renault.

Kalman Györy ist Mitglied im Erfinderclub Hamburg. Einmal im Monat treffen sich die Clubmitglieder im Tagungsraum der Handwerkskammer in Harburg. Die Runde setzt sich vorwiegend zusammen aus in Ehren ergrauten Herren; beamtenbeige sind Wände und Bundfaltenhosen. Bereitwillig geben die Herren Auskunft über ihr Schaffen, umrahmt von Prototypen: Hier die »Regenwassersammelanlage«; dort die »Pflanzendüngermaschine mit Auffangvorrichtung«.

Die Entwicklungen dieser Runde bewegen sich zwischen Witz und Wirklichkeit. Einige Kuriositäten sind darunter, wie etwa die »Rückenschwimmbrille«: Ein Spiegelgestell soll Schwimmer vor unsanftem Kontakt mit Köpfen oder dem Beckenrand schützen. Und es gibt auch hochkomplexe Entwicklungen: Die »Küstenschutzvorrichtung« von Prof. Dr. Heinrich Ellenberger soll helfen, Sturmfluten in Nord- und Ostsee zu zähmen. Bei nahender Flut werden Tanks aktiviert, die an der Oberfläche treiben. Die so genannten Aktivtanks schlucken die Spitzen des Hochwassers und leiten sie durch ein Rohrsystem ab, wobei zusätzlich noch Turbinen zur Energiegewinnung eingesetzt werden können. Die Palette der Erfindungen des Hamburger Clubs reicht von Spezial-Akkumulatoren bis zu Zahnimplantat-Befestigungen. Die passende Antwort auf Deutschlands Wirtschafts-Malaise?

➔ Nach 20 Jahren erlischt das Patent

Für viele Erfinder sind Patente eine Last – sie verbrauchen Geld und bringen selten etwas ein. Wer ein Patent anmeldet, zahlt Gebühren, muss den Stand der Technik recherchieren und seine Erfindung von schon erfundenem abgrenzen. Dann werden Gebühren fällig, um das Patent zu erhalten, ab dem dritten Jahr 70



Wird schon klappen: Konstruktionspläne für einen Kinder-Klappstulz

Euro und dann stetig mehr. Im 19. Jahr sind 1.940 Euro fällig, im 20. Jahr erlischt das Patent. Bei komplizierten Fällen lässt sich der Patentierungsprozess schwerlich ohne Patentanwalt bewältigen, was hohe Kosten mit sich bringt.

⚡ Der Erfinder will Geld von Reebok – es geht um drei Milliarden Dollar

Laufschuhe, Basketballschuhe – selbst die Anti-G Anzüge der Kampfflieger funktionieren mit Luftkammern. Als Reebok in den USA Schuhe mit der »pump technology« bewarb, entdeckte Erfinder Györy Ähnlichkeiten zu seinem Patent. Weil er es jedoch versäumt hatte, die Patenverletzung rechtzeitig anzuzeigen, sind etwaige Ansprüche verjährt. Trotzdem will er nicht klein beigeben.

Er liest schwierige Wälzer zum amerikanischen Patentrecht, einen Anwalt kann er sich nicht mehr leisten. Er fängt an zu rechnen. Und kommt für die etwa zehn Jahre andauernde Patentverletzung und entgangene Lizenzgebühren mit Zins und Zinseszins auf drei Milliarden Dollar, die er von Reebok einklagen will. Natürlich glaubt ihm kein Mensch. Reeboks Rechtsabteilung verweist auf die Verjährungsfrist. Seine Klagen wurden in Amerika von zwei Instanzen abgelehnt. Aber Györy gibt nicht auf, will bis vor den obersten Gerichtshof. Ein wenig aussichtsreiches Spiel, das immense Kosten verursachen kann.

Gegen die Industrie ist es eben schwer zu gewinnen, warum also nicht selbst produzieren?



Wie man die Erfinder findet: Einfach den Pfeilen nach

Der Wirtschaftsingenieur Stephan Wrage, ein jugendlich anmutender Mittdreißiger, hatte die Idee für diesen Antrieb schon während seines Studiums an der TU Hamburg-Harburg. Der begeisterte Segler ging damals mit dem Lenkdrachen auf den Acker, um sich vom Prüfungsstress zu entspannen. Und da kam ihm die Idee: Der Drachen muss aufs Wasser. Seitdem macht Wrage sein Hobby zum Beruf.

📌 Nächstes Jahr soll die Revolution beginnen

Die ersten Businesspläne wurden zusammen mit ein paar Freunden im Wohnzimmer geschrieben. Zurzeit wird mit einem Prototyp getestet; ein fünfzehn Meter langes ausgerangiertes Lotsenschiff kreuzt irgendwo bei Wismar durch die Ostsee, dort wo möglichst wenig los ist – schließlich will man nicht zuviel veratzen. Nächstes Jahr soll die Revolution beginnen. Die Entwickler bei Sky Sails träumen davon, dass bis 2013 wenigstens ein Prozent der Passagier- und Handelsschiffe mit einem Drachensegel ausgestattet sein wird – das macht etwa 400 Schiffe. Dazu kommen Sportyachten – denn das Drachensegel soll auch ein neues Spielzeug für Superreiche werden.

Erfinder Kalman Györy ist jetzt 71 Jahre alt. Seine neueste Erfindung ist ein Kindersitz, der Kleinkinder vor Wirbelsäulenverletzungen schützen soll. Das Patent wird gerade geprüft. Györy setzt auf Sicherheit.

Land unter am Jangtse



Der Drei-Schluchten-Staudamm am chinesischen Jangtse-Fluss wird nun geflutet. Die Regierung in Peking verspricht sich vom größten Damm der Welt eine Verringerung der Flutgefahr und vom leistungsstärksten Kraftwerk Strom für die boomende Wirtschaft – trotz aller Risiken.

»Wenn das Alte nicht geht, kann das Neue nicht kommen«, so lautet ein berühmtes chinesisches Sprichwort. Das Neue, das sind in diesem Fall 39,9 Milliarden Kubikmeter Wasser, die bis zum Jahr 2009 das Staubecken zwischen den Städten Chongqing und Yichang füllen sollen. Wo vor kurzem noch rund zwei Millionen Menschen lebten und das Panorama der berühmten drei Jangtse-Schluchten viele Touristen anlockte, wird ein fast 700 Kilometer langer See entstehen. Neben uralten Kulturschätzen und einmaligen Naturlandschaften werden unter anderem 657 Großfabriken, 178 ungeräumte Müllgruben und 300.000 Quadratmeter öffentliche Toiletten in den Jangtse-Fluten versinken.

Der 1. Juni 2003 wird den Menschen der Region in Erinnerung bleiben – als der Tag, an dem sich die 185 Meter hohen Schleusentore schlossen und das Wasser kam. Zwei Jahre später hat der See die abgelegene Region im Mittellauf des so genannten »Langen Flusses« bereits radikal verändert. Große weiße Ziffern und Steintafeln mit der Aufschrift »175m« zieren die mächtigen Felswände, stehen auf

Brücken, Feldern, Häusern. Bis hierhin wird das Wasser steigen und mehr als 19 Städte und über 1.300 Dörfer unter sich begraben – teilweise oder wie das 140.000 Einwohner starke Wanxian vollständig.



Kein Ersatz für fruchtbares Land

Von Anfang an war das Staudamm-Projekt am Jangtse schwer umstritten. Im Fokus der Kritik standen die Umsiedlungspläne, in die rund die Hälfte des investierten Geldes floss. »Man weiß weder genau, wie viele Menschen umgesiedelt wurden, noch wie man sie im Einzelnen entschädigt hat«, so Hans Stumpfheldt, Sinologe an der Universität Hamburg. Sicher ist, dass aus den 725.500 Personen, für die eine Entschädigung eingeplant wurde, nach offiziellen Angaben bisher schon mindestens 1,3 Millionen geworden sind. Neben finanziellen Ressourcen für die Umsiedlung fehlt es auch an Land. Für rund 28.000 Hektar fruchtbaren Schwemmboden gibt es keinen vergleichbaren Ersatz. Die bäuerliche Bevölkerung, die verstreut an den Nebenarmen des Jangtse lebte, wird nun teilweise in die Städte



Von Städten und Dörfern bleiben nur Inseln übrig. Vorerst.

geschickt, wo sie Arbeiten in Fabriken annehmen soll. »Sie müssen in Gegenden ziehen, deren Dialekte und Kulturen sie nicht verstehen«, kritisiert die Berliner Sinologin Bettina Gransow. Als Ausgleich bot die Regierung zudem einige Arbeitsplätze auf den Baustellen des Staudamms an – mit der Aussicht auf Arbeitslosigkeit nach 2009.

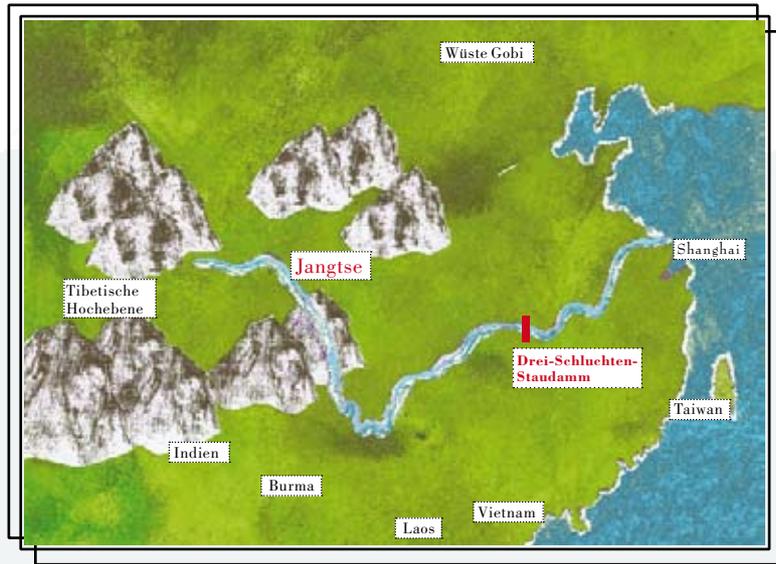


Die Befürchtungen der Umweltschützer haben sich bewahrheitet

Noch bringen die Touristen einige Yuan in die Region – eine Einnahmequelle, die mit dem Schwinden der Landschaft und Kulturstätten langsam versiegt. Auch die Fischerboote, die bisher das Überleben vieler Familien sicherten, liegen nun vielfach ungenutzt

am Wasser oder verrotten an Land. Die Befürchtungen von Umwelt- und Menschenrechtsgruppen haben sich bewahrheitet: Gifte aus Industrialtlasten und gefluteten Bergwerken, Abwässer und die zunehmende Schifffahrt haben das Ökosystem des Jangtse empfindlich gestört. Die Verrottung von Vegetation könnte enorme Mengen an klimaschädlichem Methangas freisetzen. Die Selbstreinigungskraft des Flusses ist zudem durch die verringerte Fließgeschwindigkeit beeinträchtigt. »Man muss sich vorstellen, dass die Menschen dieses Wasser trinken«, sagt Sinologe Stumpfheldt und verweist auf die verheerenden Gesundheitsschäden, die bei den Menschen der Region beobachtet werden.

Das Hauptargument der Regierung für den Staudamm ist der Schutz der Bevölkerung vor



den jährlichen Jangtse-Überschwemmungen, die nach Schätzungen internationaler Experten im letzten Jahrhundert mindestens drei Millionen Menschen das Leben kosteten. Kritiker jedoch warnen: Hochwasser entstehen vor allem durch starke Regenfälle unterhalb des Damm-Standorts. In den letzten Jahren wurden Seen trocken gelegt um Land zu gewinnen und Urwälder entlang des Jangtse abgeholzt. Die Überschwemmungsgefahr stieg dadurch zusätzlich.



Widerspruch zwischen Stromerzeugung und Hochwasserschutz

Nicht aufgeklärt hat die Regierung auch den Widerspruch zwischen Stromerzeugung und Hochwasserschutz: Um die Energiegewinnung zu maximieren, müsste das Staubecken bis zum Rand gefüllt, zum Schutz vor Hochwasser jedoch leer gehalten werden.

Das Kraftwerk wird eine Stromleistung von 84,7 Milliarden Kilowattstunden erzeugen, was etwa der Leistung von 18 Atomkraftwerken entspricht. Und es soll – was von Befürwortern des Staudamms herausgehoben wird – rund 50 Millionen Tonnen Braunkohle ersetzen und somit die Kohlendioxid-Emission senken. Doch von Ersetzen kann hier keine Rede sein. Denn das wirtschaftlich rückständige Chongqing setzt große Hoffnungen auf die Kohlevorkommen oberhalb des Staudamms. Bislang wurden diese nicht gefördert, weil sie von größeren Schiffen nicht erreicht werden konnten. Nun muss das Wasser nur noch wenige Meter ansteigen, bis die einwohnerstärkste Stadt Chinas am Ende des zukünftigen Sees auch für große Schiffe erreichbar ist.

Die Vorbereitungen für den Einzug der Modernisierung in die abgelegene Jangtse-Region laufen bereits jetzt auf Hochtouren: In

den einst so friedlichen Schluchten dröhnt es wie in einer Maschinenhalle. Hammerschläge werden von den Steilhängen des Ufers zurückgeworfen. Über hunderte Flusskilometer hinweg liegen dicht an dicht Binnenfrachter in allen Bauphasen – teilweise im Wasser, auf Holzpfosten gebockt oder im Schlamm. Ohne Fertigungshallen oder große Maschinen, dafür jedoch mit Hunderten von Hilfskräften, werden hier aus Altmetallen riesige Kähne geklopft. Durch den Staudamm soll sich der Schiffsverkehr verfünffachen. Der Plan Pekings geht aber schon jetzt nicht auf. Denn mit rund zwei Stunden dauert die Überwindung der vier Schleusenkammern doppelt so lange wie geplant. Die Folge: Stau vor dem Damm.



Die Empörung über den betonierten Größenwahn nimmt zu

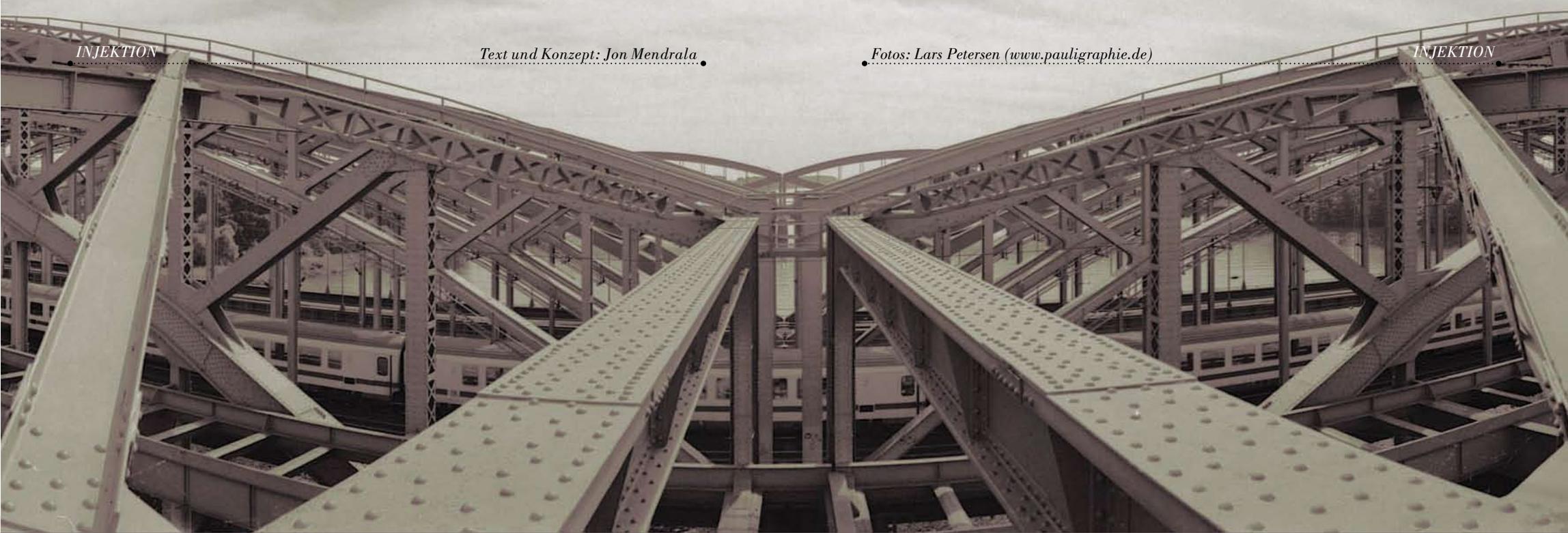
Zahlreiche weitere Fragen sind offen: Hält die Staumauer Erdbeben stand? Könnten Massen von Schlamm den Damm verstopfen? Wie stabil sind die Schleusentore? Ein Dammbruch wäre eine Katastrophe unvorstellbaren Ausmaßes – ausgeschlossen ist sie nicht. Denn der Staudamm liegt in einem erdbebengefährdeten Gebiet nahe einer geologischen Verwerfung. Die Staumauer hielt auch einem Erdbeben der Stärke 7 stand, beteuert die Regierung. Gleichzeitig muss sie jedoch wenig Vertrauen erweckende Inspektionsergebnisse veröffentlichen: »Ernstzunehmende« Risse seien im April sowohl im Staudamm als auch in der vierstufigen Schiffsschleuse entdeckt worden.

Die Empörung über den betonierten Größenwahn nimmt zu, je spürbarer die negativen Fol-

gen für die Bevölkerung werden. Rund 50.000 größere Proteste gegen Staudambauten gab es laut chinesischen Zeitungen in der als aufsässig verschrienen Region Chongqing im Jahr 2004. Und sie bleiben nicht ungehört: Erstmals hat die staatliche Umweltbehörde SEPA, die bisher jährlich rund 200 Kraftwerke widerspruchslos genehmigte, Bauvorhaben gestoppt. Und zum Erstaunen aller chinesischen Zeitungen hat die Regierung im vergangenen Jahr ein Projekt am Fluss Nu, das den »Drei-Schluchten-Damm« in Größe und Stromleistung noch übertreffen sollte, wegen der ökologischen Risiken auf Eis gelegt. Für die »Drei-Schluchten« kommt diese Entwicklung freilich zu spät.



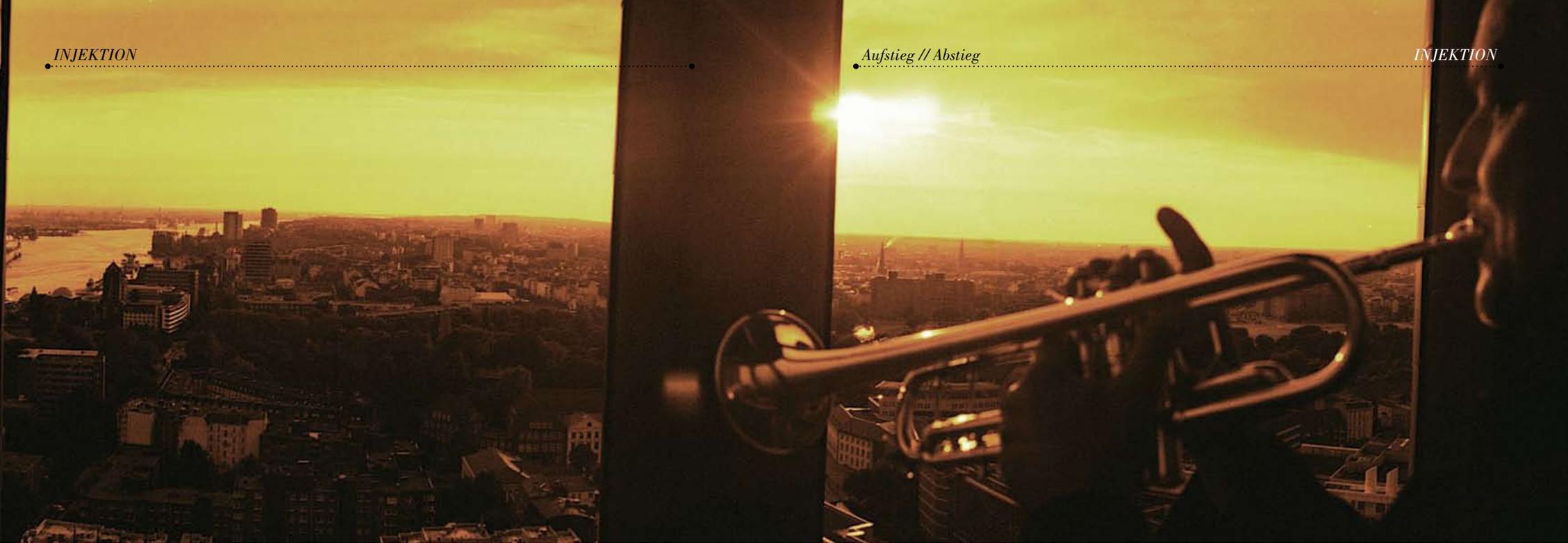
Die Markierungen an den Brückenpfeilern zeigen: bis hier wird das Wasser steigen



OBEN: Freihafen Elbbrücken, Klostertor

Hamburg ganz oben
Hamburg ganz unten

*Wir wohnen, studieren und arbeiten in Hamburg.
Dabei bewegen wir uns meist ebenerdig.
Doch was passiert außerhalb unseres Blickwinkels?
Welche Orte über und unter der Erde machen Hamburg aus?*



OBEN: Turmbläser spielt Bach (»Werde munter, mein Gemüthe«) auf dem Michel, Neustadt

UNTEN: Alter Elbtunnel, St. Pauli

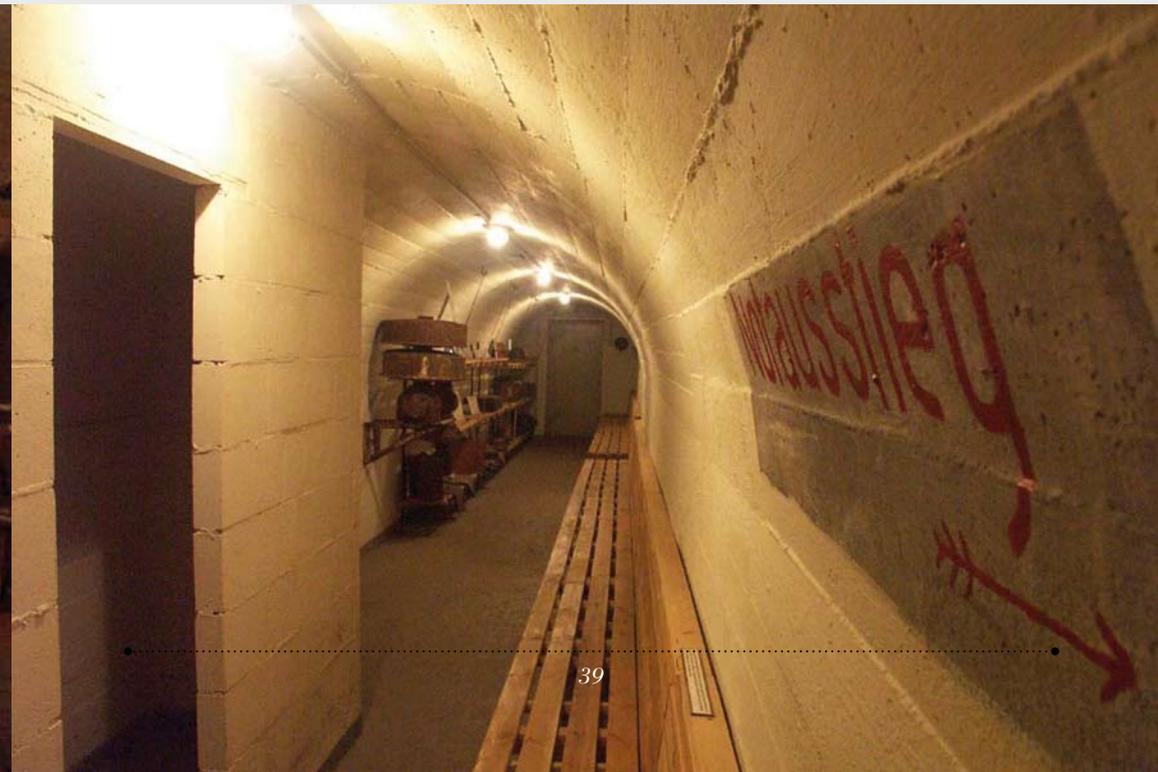




OBEN: Spreehafen, Kleiner Grasbrook; UNTEN: Kupferkessel im Gröninger Braukeller, Altstadt



OBEN: Container-Terminal, Altenwerder; UNTEN: Bunkermuseum, Hamm-Mitte



Information und Inflation

Das Interesse der Medien scheint kurzlebig und beliebig; quasi aus dem Nichts kommen Themen auf das Titelblatt, um nach kürzester Zeit wieder aus dem allgemeinen Bewusstsein zu verschwinden. Ex-Bild-Chefredakteur Udo Röbel über ausgereizte Themen, wertlose Informationen und getriebene Politiker.

Welche Kriterien sind es, die einem Thema eine Karriere in den Medien beschaffen?

Geschichten brauchen heutzutage mehr denn je ein Etikett, also einen Begriff, an dem man das Thema festmacht. Dieses Etikett entscheidet mittlerweile auch darüber, ob ein Thema groß in die Medien kommt oder nicht. Das beginnt schon bei Namen. ›Schweinsteiger‹ ist kein Schlagzeilenname: die Länge, der Sound. Also macht man ›Schweini‹ daraus. Aber auch Themen müssen etikettiert werden. ›Feinstaub‹ ist so ein Begriff, an dem man bestimmte Sachverhalte und Diskussionen festmacht und glaubt – glaubt! –, dass jeder sofort wüsste, worum es geht.

Wie entwickelt sich ein Thema in den Medien über einen längeren Zeitraum?

Das Problem ist ja: Wir haben gar keine dauerhaften Themen mehr. Die Themen werden gleich zu Anfang bis zum Exzess hoch gepumpt. Und wenn das Pulver dann verschossen ist, kommt kein Schuss mehr nach. Früher haben sich gerade die politischen Themen langfristig aufgebaut. Die Medien waren beteiligt am Diskussions-, Informations- und Reflexionsprozess.

Wie erklären Sie sich diese Beschleunigung in der Themenverwertung?

Information ist – überspitzt gesagt – nichts mehr wert. An allen Ecken kriegen wir sie kostenlos nachgeschmissen und verlieren völlig den Überblick. Als Medienmacher muss ich meinen Informationen also aktiv einen Wert, eine angebliche Wichtigkeit geben. Und das geschieht immer mehr mit den Methoden des Boulevard-Journalismus: Emotionalisierung, Skandalisierung, Politisierung. Das beschränkt sich nicht mehr auf *Bild*, auch bei *Spiegel* oder *Stern* wird mittlerweile so gearbeitet. Erst die Schlagzeile, dann die Recherche.

Wie reagieren die Leser darauf, dass Themen immer schneller aufgeblasen werden und ebenso schnell wieder platzen?

Für mich ist diese Entwicklung die eigentliche Ursache für die so genannte Politikverdrossenheit. Die Leute sind ja nicht blöd, die wissen, dass das nur noch Geklingel ist. Die Menschen werden trotz dieser Informationsfülle gar nicht mehr erreicht. Nicht, weil sie nicht wollen, sondern weil sie einfach müde sind.

Welchen Einfluss hat die Emotionalisierung und Skandalisierung in den Medien auf die Politik?

Wir leben zunehmend in einer fast medien-diktatorischen Gesellschaft, in der die Medien die Politik treiben. Zum Treiben gehören aber zwei: einer, der treibt und einer, der sich treiben lässt. Die Politik hat sich in den letzten Jahren viel zu sehr treiben lassen. Diese Spirale muss gestoppt werden. Denn es kann nicht

sein, dass die Medien das Land regieren.

Denken Sie nur an »Florida-Rolf«. In ihren kühnsten Träumen hätten die *Bild*-Journalisten nicht erwartet, dass die Politik wegen dieser Geschichte die Gesetze ändert. Aber Medienmacher sind auch nur Menschen, die nicht gefeit sind vor dem süßen Gift der Macht. Wenn ich bloß ein paar stinkige Schlagzeilen zu machen brauche und die Politik reagiert, dann fordert mich das doch geradezu heraus.

Das gleiche sehen Sie auch bei Flugaffären: Frau Süßmuth wurde vor zehn Jahren nicht abgesägt; heute hätte die keine Chance mehr. Die Medien setzen die Messlatte immer höher – und die Politik akzeptiert das. Umgekehrt versucht aber natürlich auch die Politik mit den Medien zu spielen, um Aufmerksamkeit zu erregen.

Wie strategisch gehen Medien mit dieser Macht um? Gibt es Versuche, die Politik bewusst zu steuern?

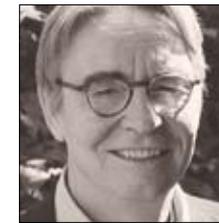
Wenn ich das Gefühl habe, dass ich Einfluss auf die Politik habe, wächst natürlich die Versuchung. Aber grundsätzlich hat mir meine Erfahrung gezeigt: Eine Verschwörung gibt es nicht. Alle großen Geschichten haben letztlich einen trivialen Hintergrund. Es gibt keinen Masterplan, der im Hinterzimmer ausgedacht wird.

Wie sieht die Zukunft aus? Ist das Ende der Fahnenstange erreicht?

Triebfeder bleibt der wirtschaftliche Druck. Wenn das heutige Prinzip am Markt nicht mehr funktioniert, wird ein Nachdenken einsetzen. Und das hat schon angefangen: *Bild* hat mas-

sive Auflagenprobleme, eine *Zeit* dagegen macht wieder Auflage, auch eine *Süddeutsche Zeitung*. Die Politik wird merken, dass es ihr auf Dauer nichts bringt, sich mit den Medien ins Bett zu legen.

In vollem Gange ist dieses Umdenken bereits beim Fernsehen. Sensationsformate wie *Big Brother* oder *Deutschland sucht den Superstar* haben sich verbraucht. Und selbst wenn sich Prominente gegenseitig ins Badewasser pinkeln, interessiert das keine Sau mehr. Plötzlich gibt es eine *Supernanny*, Themen wie Erziehung, Heimwerken, Kochen. Man kann zu dazu stehen, wie man will, aber es geht wenigstens nicht mehr um Titten oder Schamlippen. ■



Zur Person

Udo Röbel war von 1998 bis 2001 Chefredakteur der *Bild*.

Herausragende Ereignisse seiner Karriere: 1988 führt

Röbel als Reporter für den Kölner *Express* während des Geiseldramas von Gladbeck Interviews mit den Geiselnehmern.

Im Jahr 2000 berichtet *Bild*, im sächsischen Sebnitz hätten Neonazis ein Kind ertränkt. Es kam zum Skandal: Die *Bild*-Redakteure waren gefälschten Zeugenaussagen aufgesessen.

Seit seinem Ausscheiden aus dem aktiven Journalismus schreibt Röbel Kriminalromane und betreibt das kritische Internetportal *fairpress.biz*. Wer sich in den Medien falsch dargestellt fühlt, kann dort seine Sicht der Dinge schildern.

ANZEIGE



Die Deutschen werden weniger, Deutschland vergreist. Doch angehende Akademiker wollen von einer frühen Familiengründung nichts wissen, das Studieren mit Kind bleibt die Ausnahme. Gründe sind schnell gefunden: ein Kind belastet, bremst und kostet – soweit einige beliebte Argumente. Und nach dem Examen beginnt die Suche nach dem Job. Wo, bitte schön, bleibt da noch Zeit für Kinder?



Janine sitzt in der S-Bahn auf dem Weg zur Uni, auf dem Schoß die eineinhalbjährige Paulina, welche gebannt die vor dem Fenster vorbei fliegende Landschaft verfolgt. Den beiden gegenüber sitzt eine Dame mittleren Alters, die das Kind schon eine Weile betrachtet. Sie wendet sich der 23-jährigen Stu-

dentin zu: »Die Kleine ist ja niedlich – ist das Ihre Schwester?« Als Janine erklärt, das Mädchen sei ihre Tochter, ist die Dame voller Erstaunen.

In der Tat haben junge Eltern wie Janine und ihr Mann Jonathan, 26, in Deutschland Exotenstatus. Laut einem Bericht des Familienministeriums findet die Familiengründung in Deutschland immer später statt. Verant-

wortlich für diese Entwicklung sei der Wunsch nach Karriere und Selbstverwirklichung sowie die Angst, in jungen Jahren finanziell nicht für ein Kind sorgen zu können.

Dabei haben laut Studierendenwerk der Uni Hamburg rund zehn Prozent der Studierenden ein Kind. »Es ist alles eine Frage der Organisation und Kommunikation«, fasst Janine die Herausforderungen zusammen. Während des ersten Lebensjahres ihrer Tochter wechselten sich die Psychologiestudentin und ihr Mann, der Jura studiert, mit Seminarbesuchen und Kinderbetreuung ab. Seit Paulina eine Kindertagesstätte des Studierendenwerks besucht, ist vieles einfacher geworden.

☛ »Mein erster Gedanke war: Abtreiben.«

Die Aufmerksamkeit, nach der ein Kind verlangt und die nötige Strukturierung des Tagesablaufs lassen dem Paar zwar wenig Zeit zum Studieren, mit gutem Zeitmanagement ist ein Studium mit Kind aber machbar. »Ich nehme meine Unterlagen mit auf den Spielplatz. Während Paulina spielt, kann ich lernen«, so Janine. Die jungen Eltern können ihre Familie finanziell über Wasser halten, ohne jobben zu müssen. Beide empfangen BAföG, erhalten Kinder- und Erziehungsgeld.

Während ihrer letzten Schuljahre war Janine schwer erkrankt, die Diagnose: Schilddrüsenkrebs im fortgeschrittenen Stadium. Es begann ein Leben voller Klinikaufenthalte und Operationen. Janine kämpfte erfolgreich gegen die Krankheit an, und ihr normales Leben hätte weitergehen können. Doch es kam anders; überraschend wurde Janine schwanger. Ihre Medikamente hatten die Wirkung der Pille außer Kraft gesetzt. Für ein Kind

sah sie keinen Platz. »Mein erster Gedanke war: Abtreiben.« Ihr Mann Jonathan, ein Familienmensch mit vielen Geschwistern, plädierte dafür, das Kind zu behalten; sie ließ sich überzeugen. Zwar ist der Krebs besiegt, doch es bleibt die Sorge. Erst die nächsten Jahre werden zeigen, ob die Heilung endgültig ist. »Ich habe oft Angst, früh zu sterben und Paulina zu hinterlassen. So schrecklich diese Gedanken sind – die Gewissheit, mich in einem solchen Fall auf Jonathan verlassen zu können, beruhigt mich ungemein.«



Johanna ist 21 Jahre alt und Mutter der dreijährigen Laura.

Die Beziehung zu ihrem Mann Stefan, 26, hat sich durch die Geburt des Kindes verändert. Während die kleine Laura auf der Spieldecke einen Turm aus Duplo-Steinen baut, seufzt die Medizinstudentin: »Wir sind in erster Linie Eltern, nicht mehr Paar.« Momente der Zweisamkeit seien selten, spontane Aktionen nicht möglich. Ein Kinobesuch müsse frühzeitig geplant werden, damit eine Betreuungsmöglichkeit für Laura organisiert werden kann. »Klar gibt es manchmal Phasen, in denen man genervt ist und sich streitet. Die gab es vorher aber auch«, sagt Jurastudent Stefan. Zwar hätten die beiden, die seit fünf Jahren ein Paar sind, weniger Zeit füreinander, das Elternsein habe sie jedoch auch zusammengeschweißt. »Gerade während Johannas Schwangerschaft war dieses Gefühl ›Wir zwei gegen den Rest der Welt‹ ganz stark ausgeprägt«. Schließlich ging Johanna noch zur Schule, als sie mit 17 Jahren ungewollt schwanger wurde und sich dafür entschied, das Kind zu bekommen. Zwar erhielten die jungen Eltern von ihren

Familien und Freunden viel Unterstützung, doch sahen sich auch schnell mit ungewohnten Problemen konfrontiert: »Viele Menschen bezweifeln, dass man in jungen Jahren reif für ein Kind ist; gerade ältere Mütter sind da skeptisch. Dabei ist verantwortungsvolle Erziehung keine Frage des Alters, sondern der Einstellung«, sagt Stefan.

Sina ist hochschwanger. Doch anders als bei Janine und Johanna war ihre Schwangerschaft geplant. Die 26-jährige Journalistik-Studentin: »Ich habe mich bewusst entschieden, ein Kind während des Studiums zu bekommen, da ich später nicht vor die Wahl ›Kind oder Karriere‹ gestellt werden möchte.« Sie könne sich auf ihren Mann Oliver, 40, verlassen: »Er entlastet mich, so dass ich das Studium durchziehen kann.«

Daniela Kock von der Initiative *Uni-Eltern* des AStA, Studentin und selbst Mutter eines 16 Monate alten Sohnes, kennt die Gründe für eine geplante Schwangerschaft während des Studiums: »Zwar dauert das Studium dann etwas länger; dafür kann man danach direkt in den Beruf einsteigen.« Außerdem sei die Unterstützung für Studierende mit Kind an der Uni Hamburg relativ gut: Es gibt drei Kindertagesstätten und einen Hort des Studierendenwerks, die Prüfungsämter gewähren Eltern spezielle Bedingungen. »Den perfekten Zeitpunkt für ein Kind gibt es nicht«, sagt die Referentin. »Als Studentin will man sich auf das Studium konzentrieren, als Berufsanfängerin man erst mal Berufspraxis sammeln und Karriere machen, und irgendwann ist man zu alt für Kinder. Man kann also genauso gut während des Studiums Kinder kriegen.« ■

ANZEIGE

Kurzgeschichte

zurück

Zwei verwandte Fremde auf dem Flug nach Ankara. Anschnallen, Druckausgleich, warten... Erinnerungsfetzen und ein banger Blick nach vorn.

Er versuchte zu gähnen. Es half nichts. Dann hielt er sich mit Zeigefinger und Daumen die Nase zu, doch auch so konnte er den Druck auf seinen Ohren nicht lindern. Er warf einen Blick auf den Mann, der neben ihm saß. Dieser hatte mit demselben Problem zu kämpfen wie er. Die Maschine befand sich im Landeanflug auf Ankara, der Mann war sein Onkel. Draußen trieb Schnee am Fenster vorbei. In dem abgeschlossenen Raum der Flugzeugkabine fühlte er sich sicher vor der trockenen Kälte, die, Wolkenfetzen vor sich herjagend, mit dem Flugzeug Schritt hielt. In Hamburg, von wo aus sie gestartet waren, war der Schnee nass gewesen. Er war zu Wasser geschmolzen, welches ihre Strümpfe begierig aufgesogen hatten. Sie waren aus der Wärme des Autos auf den Parkplatz getreten, um das Abschiedsritual zu vollziehen. Er und sein Vater hatten sich umarmt, er hatte seine Mutter und Schwester geküsst und dann zugesehen, wie diese seinen Onkel verabschiedeten, der sie in Deutschland besucht hatte. Ihre Strümpfe wurden nass, als er und sein Onkel sich von der Familie abgewandt hatten und auf das Flughafengebäude zugegangen waren. Kurz nach dem Start, noch bevor die Anschnallhinweise erloschen waren, hatte sein Onkel die Schuhe ausgezogen.

Der Geruch von zu lange getragenen Strümpfen stieg ihm in die Nase. Er blickte auf die Füße seines Onkels und stellte mit Unwillen fest, dass der Nagel des großen Zehs die Synthetikfaser sehr dünn gescheuert hatte und nun durch den Stoff hindurchschimmerte. Warum musste dieser

Mann seine Schuhe nur überall ausziehen? Er rutschte so weit er konnte in die andere Ecke seines Sitzes und kam dabei dem älteren Mann, der auf dieser Seite saß und Zeitung las, zu nahe. Er murmelte eine Entschuldigung und heftete seinen Blick an die Hinterköpfe der Passagiere in den vorderen Reihen. Volle dunkle Haare, Glatzen und Kopftücher. Seit wann nur trugen wieder so viele Frauen Kopftücher? Er hatte keinen einzigen Deutschen das Flugzeug betreten sehen und auch seit dem Start kein deutsches Wort mehr gehört.

Das letzte Mal war er im Sommer vor zwei Jahren in die Türkei geflogen, als Tourist unter vielen anderen Touristen – braunhaarige und blonde Hinterköpfe. Zu jener Zeit war er Deutscher gewesen, sein Ziel vor allem Urlaubsland. Sein Vater hatte ihm diese Reise geschenkt, als letzte Gelegenheit sich zu erholen, bevor sein Studium begann. Denn sein Vater wusste, wie anstrengend es war, ein Diplom zu machen.

Diesmal war es anders. Es war ein anderes Land in das er flog, er war ein anderer. Diesmal war er Türke. Diesmal war Winter. Er versuchte seinen Körper zu strecken in dem begrenzten Raum, der ihm blieb. Sein Rücken schmerzte nach den fast drei Stunden Flug, doch er konnte sich kaum bewegen: Zur einen Seite blätterte ein ihm unbekannter Mann in einer Zeitung, deren fettgedruckte Überschriften er kaum verstand, zur anderen Seite massierte sein Onkel, der ihm nur wenig näher vertraut war, seine inzwischen trockenen Füße.

Wenn nur die bevorstehenden zwei Wochen so schnell wie möglich vorübergehen würden. Sein Vater hatte ihn auf diese Reise geschickt, in einer Weise, die keinen Widerspruch zugelassen hatte. Er sollte seine Verwandten besuchen, die drei Busstunden entfernt von Ankara in einer Kleinstadt lebten und die er das letzte Mal vor einigen Jahren gesehen hatte. Er konnte sich daran erinnern, wie bedrückend er den letzten Besuch empfunden hatte. Die von Schlaglöchern zerfressenen Straßen, an deren Rändern sich kleine Abwasserrinnale ihren Weg bahnten; die mit kitschig verzierten Möbeln voll gestellte Wohnung seiner Tante; die Toiletten, die aus einem Loch im Boden bestanden. Fast jeden Tag waren neugierige Nachbarn gekommen, ihn, den *Almance* (»Deutschländer«), zu begutachten; und auf der Straße hatten ihm die Leute hinterhergeschaut. So fremd wie damals hatte er sich noch nie gefühlt. Und da war noch etwas an-

deres gewesen. Er hatte Widerwillen gegen diese Stadt, eine gewisse Abscheu gegen das Land empfunden. Auch gegen seine Verwandten? Er verspürte Skrupel, dies zuzugeben, war aber gleichzeitig froh, dass seine Eltern jenes Leben hinter sich gelassen hatten. Nicht nur dem Land, auch den einfachen Lebensumstände waren seine Eltern entflohen. Sie waren als junge Leute gemeinsam nach Deutschland gekommen, doch anstatt sich wie viele seiner Landsleute als Gastarbeiter abzumühen, hatte sein Vater studiert. Nach dem Studium war er erfolgreich gewesen, erfolgreicher als einige der Deutschen, die heute für ihn arbeiteten.

Vor dem Fenster jagten immer eiliger schneeschwangere Wolken vorbei. Eine Frau schob sich, auf ihr Kind einredend, das sie an der Hand hielt, eilig auf dem Gang an ihnen vorbei, um ihren Sitz zu erreichen. Der Pilot machte eine Durchsage auf Türkisch, er konnte sich zusammenreimen, dass es sich um den Landeanflug auf Ankara handeln musste. Er blickte auf seinen Onkel, der inzwischen die Schuhe wieder angezogen hatte und nun mit geschlossenen Augen neben ihm saß. Das Foto zu Hause im Wohnzimmer hatte den Mann stets mit dunklem Bart und aufrechter Haltung gezeigt. Nun sah er, dass sich die Haare dieses Bartes grau gefärbt hatten, in der Mitte über dem Mund bemerkte er eine nikotin-gelbe Stelle. Der Onkel hatte ebenfalls vor vielen Jahren sein Glück in Deutschland versucht.

Nach einer Zeit voller Sprachschwierigkeiten, Geldmangel und Heimweh war er wieder zurückgekehrt. Die Besuche in Deutschland waren seitdem selten, obwohl sein Vater ihm das Ticket doch immer bereitwillig zahlte.

Ein Luftloch riss ihn aus seinen Gedanken. Die unterschiedlichen Luftschichten, die sie bei ihrem Landemanöver durchquerten, hatten den Flug unruhig gemacht. Ein Kind begann zu weinen, der Mann neben ihm blickte von seiner Zeitung auf. Die Lippen seines Onkels, der die Augen immer noch geschlossenen hielt, bewegten sich. Betete er etwa? Die Stimmung an Bord wurde angespannter, immer noch hasteten Leute im Gang vorbei auf dem Weg zu ihren Sitzen. Eine Stewardess deutete ihm an, er habe seine Rückenlehne senkrecht zu stellen. Er fühlte sich beengt, die Maschine sank

immer tiefer, und er hatte keinen Platz, seinen verspannten Rücken zu bewegen. Durch das Fenster waren Lichter zu erkennen, die, durch Wolkenfetzen verdeckt, verloschen, um erneut aufzulackern. Immer mehr kleine Kinder begannen zu weinen, seine Ohren schmerzten und die Maschine schwankte zunehmend. Er hörte den Onkel neben sich seufzen. Er spürte Ärger in sich hochsteigen, Ärger darüber, dass die Zeitung seines Sitznachbarn ständig über seinen Arm streifte, Ärger über die Stewardess, die ihn skeptisch angeblickt hatte, als er die Frage nach seinem Getränkewunsch nicht verstanden hatte. Ärger darüber, dass er mit seinem Onkel in dieses Land kommen musste, in diese Stadt, die seine Familie vor so langer Zeit überwunden hatte. Er fühlte sich gefangen zwischen den kopftuchtragenden Frauen und den gebeugten, graubärtigen Männern.

Er gehörte nicht zu ihnen, er führte ein anderes Leben; er war der Tourist, der kommen und gehen konnte, wann er wollte. Und diesmal hatte er nicht kommen wollen. Der Druck auf seinen Ohren wurde unerträglich, die Geräusche um ihn herum entfernten sich, es wurde stiller und stiller, als würde sein Kopf in Watte gepackt. Er konnte nicht mehr hören. Er schaute sich um, doch es gab niemanden, zu dem er sprechen konnte. Eine Lücke zwischen den Wolken ließ die Lichter der Häuser und Straßen unter ihnen aufleuchten. Die Maschine trug ihn unaufhaltsam mitten in das Herz dieses fremden Landes.

Der Onkel schaute auf seinen Neffen. Früher waren seine Haare ebenso schwarz gewesen wie die des jungen Mannes neben ihm, in dessen Gesicht er die Züge seines Bruders und auch die eigenen wiedererkennen konnte. Noch nie war ihm ein Mensch so fremd gewesen, wie in diesem Augenblick. Die Maschine setzte auf der Rollbahn auf. ■





Über 100 Jahre im Geschäft: Blick vom Wasser auf den Schellfischposten

Schatten von Lust und Laster

Die Straßenzüge um den Hamburger Hafen haben eine bewegte Geschichte hinter sich. Vom Revier der starken Seemänner und Arbeiter über kriegsversehrtes Brachland hin zum Mischviertel mit exklusiven Immobilien, Beachklubs und Touristennepp. Eine Chronologie.

Was würden die alten Seemänner und Hafenarbeiter wohl über die Beachclubs von heute denken? Sie hätten sich wahrscheinlich dazu gesellt, angezogen von so viel nackter Haut. Und überhaupt sind sie Schuld an der Entstehung des Vergnügungsviertels St. Pauli und der berühmten Kneipen am Hamburger Hafen. Lange Reisen auf See machen Lust auf frisches Bier, Glücksspiel, laute Musik und leichte Mädchen.

Nach der zwischenzeitlichen Zerstörung St. Paulis durch napoleonische Truppen wurde

das Viertel mit Ende der Kontinentalperre 1814 wiederaufgebaut. Mehr und mehr Seemänner strömten nun an Land, der Hafen blühte auf. Mit Ankunft der Dampfschiffe 1816 entstand das Viertel um die Landungsbrücken mit zahlreichen Schänken, Kneipen, Tanzlokalen und Etablissements für Seemänner und Auswanderer. Schon 1841 zählte man 20 Bordelle mit 151 registrierten Dirnen in St. Pauli. Doch wo sind sie geblieben, die alten Wirtshäuser und Schifferschänken am Hamburger Hafen?

Mit dem technischen Fortschritt hat sich auch der Arbeitsablauf der Hafenarbeiter und Seemänner verändert. Die Anforderungen sind stark gestiegen; einfache Arbeiter mit Muskelkraft werden kaum noch gebraucht. Beschäftigt werden vielmehr hoch qualifizierte Kranführer, deren Jahreseinkommen heute rund 50.000 Euro beträgt.

⚓ Heute kommen die »Dockschwalben« an Bord

In nur wenigen Stunden, statt wie früher in mehreren Tagen, wird ein Containerschiff mit großem technischen Aufwand abgefertigt. Der gesamte Vorgang unterliegt einem genauen Zeitplan, denn Zeit ist Geld – besonders im Logistikgeschäft. Zudem hat sich das Zentrum der Hafenarbeit wieder verschoben, hin zu den Containerterminals, weg von den geselligen Kneipen. Die Matrosen bleiben meist an Deck, machen kurze Besorgungen in der Stadt und lassen sich, wenn sie die Lust übermannt, die »Dockschwalben« an Bord holen.

Erst in den späten achtziger Jahren entdeckten Investoren die schöne und gewinnbringen-

de Lage an der Großen Elbstraße mit Blick auf die Containerschiffe. Jahrzehntlang wurde diese bis dahin unattraktive Gegend vernachlässigt – andere Stadtteile erschienen wichtiger. Zwar wurde nach Ende des Zweiten Weltkriegs ein Wiederaufbauprojekt für das zerstörte Altona geplant, doch der Schutt blieb erst mal liegen. Vorkriegsbauten, Industriearien und Tanklager prägten das Bild.

In den siebziger Jahren wurde dann auch der Fischereibetrieb am Altonaer Hafenrand endgültig aufgegeben. Ein neues Konzept wurde gesucht. 1984 rief die Stadtentwicklungsbehörde das Projekt »Elbufer« für die Entwicklung am nördlichen Hafenrand ins Leben. Dadurch wurden erste private Investoren angelockt; kurz darauf setzte ein regelrechter Bauboom ein. Auch dem Süden St. Paulis wurde ein Sanierungsprogramm verordnet, das Viertel veränderte sich innerhalb kürzester Zeit. Es folgten Bauvorhaben wie der Umbau der alten Mälzerei am Fischmarkt oder die Renovierung des Elbspeichers. Dort zogen bald das Einrichtungshaus *Stilwerk*, die *Greenpeace*-Zentrale und weitere Geschäfte und Büros ein. So entstanden nach und

Haifisch-Bar (seit 1952)

Große Elbstraße 126; 10 - 4 Uhr, Sa und So durchgehend geöffnet

Musik: Juke-Box; Bier: 2,10 Euro

Seemannseinrichtung mit Haien an der Decke

Zum Schellfischposten (seit über 100 Jahren)

Carsten-Rehder-Straße 62; 12 Uhr bis Open End, Sa durchgehend bis zum Fischmarkt geöffnet

Musik: Juke-Box; Bier: 1,70 Euro

»Älteste Kneipe Altonas«, an der Decke hängen Mitbringsel aus aller Welt, z.B. Krokodile, Schiffstau und Rumfässer.

Doppelschicht (seit knapp zwei Jahren)

Lange Straße 6; ab Vormittag geöffnet, am Wochenende auch Frühstück

Musik: bunt gemischt; Bier: 1,80 Euro

Das Gebäude diente der dänischen Infanteriekompagnie 1820 als Wachhaus. Viele Details mit Seemannszeug, schön nostalgisch eingerichtet

Zum Silbersack (seit 1949)

Silbersackstraße 9; am schönsten zur späten Stunde

Wirtin Erna kennt sie alle – eine Hamburger Institution
Bier: 1,80 Euro



Blick auf die große Elbstraße im Jahr 1905

nach die zahlreichen Prestigeobjekte der modernen gläsernen Architektur.

Ein Matrose aus vergangener Zeit würde St. Pauli kaum wieder erkennen. In den siebziger Jahren stand dem Fischmarkt noch ein ärmliches Hafenviertel gegenüber, heute befinden sich dort Büros sowie sanierte Wohn- und Geschäftsräume. Auf den zwei Kilometern bis Övelgönne reihen sich Firmen, Restaurants und Wohnlofts aneinander. Und vor etwa zwei Jahren kamen auch die Beachclubs.

Aus der einstigen Transportstraße wurde eine Szenemeile, in der es vielfach schlicht ums »sehen und gesehen werden« geht. Aber es gibt noch einige Überreste aus der Zeit, als die Hänge über der Großen Elbstraße dicht bebaut waren, durchzogen von verwinkelten Treppen und Gassen. Das *Hafenklang* ist solch ein Relikt. Erbaut zur Zeit des historischen Holzhafens um 1860, diente es ursprünglich der Unterbringung von Pferden,

welche die Straßenbahnwagen der Linie 30 zogen. Die Luftangriffe während des Kriegs verschonten auch das *Hafenklang* nicht; seit dem Krieg misst das Gebäude zweieinhalb Etagen weniger. Nach einer Nutzung als Künstlerhaus und Musikstudio rockt hier nun der *Hafenklang*-Club das allzu gediegene Umfeld. Nach jahrelanger Auseinandersetzung um einen möglichen Abriss des Gebäudes warten die Betreiber seit Jahren auf eine Sanierung. Und bis es soweit ist, freuen sich alle über den Erhalt des Status Quo.

Übrig geblieben sind auch einige urige Hafenkneipen und traditionelle Fischhändler, auch wenn sie immer mehr von Luxusrestaurants und Bars verdrängt werden. Wen es mehr ins Gemütliche zieht, ist immer »Herzlich Willkommen« in einer der alten Kneipen. So steht im *Schellfischposten* über der Bar: »Ob jung, ob alt, ob arm, ob reich – im Schellfischposten sind sie alle gleich!« ■

ANZEIGE

WANDSBEK



- LAGE hinter »direkt neben superzentral«
- GRÜNFaktor Edel-ZOB mit Skulpturen
- HIN UND WECH »der größte innerstädtische Busbahnhof Europas«
- SPASSFAKTOR duftes EKZ; Multiplex-Kino
- NACHBARN »Rentner und Singles in Ein-Zimmer-Wohnungen«
- PIAZZA-FAKTOR Edel-ZOB mit Skulpturen
- SHOPPING Frühstück (Frikadelle, Ei) bis 18 Uhr im U-Bahn-Kiosk

STADTTEIL-
QUARTETT

Die Schanze besticht mittlerweile mehr durch höhere Galão- denn Polizeipräsenz, in Ottensen wimmelt es von Latte-Macchiato-schlürfenden Aushilfs-Alternativen. Und Eimsbüttel bietet ungefähr so wenig freien Wohnraum wie Parkplätze – immerhin konsequent. Muss das neue Zuhause wirklich in den vermeintlichen »In-Vierteln« liegen? Alle Bewertungen sind persönliche Einschätzungen oder Kommentare der Anwohner.

BARMBEK



- LAGE unterm Stadtpark
- STADTPARK-FAKTOR Schwimmen, Grillen, Planetarium, Joggen, Sonnen
- HIN UND WECH Knotenpunkt fürs östliche HH
- SPASSFAKTOR »leider mehr Solarien als Cafés« (motivierte Mutter)
- NACHBARN »total relaxte Leute und Familien« (motivierte Mutter)
- PIAZZA-FAKTOR »vor der Bushalte am Bahnhof gruselt's mich«
- SHOPPING „nur ein Elektromarkt fehlt“

OTTENSEN



- PIETÄTSFAKTOR EKZ auf einstigem jüdischen Friedhof
- SHOPPING Schönes, Seltenes und Alltägliches
- HIN & WECH der native Ottenser denkt: wozu wech?
- NACHBARN »zu viele Esoteriker, Aushilfs-Alternative, Lehrer«
- FASHIONFAKTOR »austauschbar und egal«
- WOHNEN »Wen muss ich dafür killen?«
- TAUBENFAKTOR beschissen

HAMM



- LAGE direkt neben »superzentral«
- GRÜNFaktor Hammer Park mit »nagel-neuer Gummilaufbahn«
- HIN UND WECH »schneller am Strand«
- ENTSPANNUNG Autowäsche, viele Parkplätze
- NACHBARN Morgenmufti im Nachthemd, »keine Junkies«
- SHOPPING alles fürs Auto; plus: Stiefel, Fisch, Wäsche, Geschenke
- BAUSUBSTANZ unter Efeu schlecht zu sehen

BORGFELDE



- LAGE »super-zentral«
- GRÜNFaktor von 0,9 km² ist die Hälfte ein üppiger Grünstreifen
- HIN UND WECH mit der sozial vielschichtigsten U-Bahn Hamburgs
- SPASSFAKTOR Penny Bürgerweide: immer wieder ein Erlebnis
- KRIMIFAKTOR Mafiakrieg um Gastro-Räume
- SHOPPING kein Spar an keiner Ecke
- BAUSUBSTANZ die U-Bahn-Unterführung bröckelt

EIMSBÜTTEL

Suche

»...isches, junges Paar (beide festes Einkommen) zum 1.10.2005 Altbauwohnung ab 2,5...
Wichtigst mit Balkon oder Gartennutzung, 6...
Eimsbüttel, Schanze, St. Pauli, Hoheluft, E...

- PARKEN Vergiss es!
- VERKEHR Edel-Trekking-Kinderwagen
- MÜTTERFAKTOR antiautoritäre Kampfhaltung
- SHOPPING zwei Nobel-»Spare« auf einer Ecke
- NACHBARN »Studenten-WG und Hotel Mama«
- WOHNEN »Suche Wohnung, biete 300 Euro Belohnung«
- IQ-FAKTOR Alle haben Abitur – oder tun so, als ob

SCHANZE



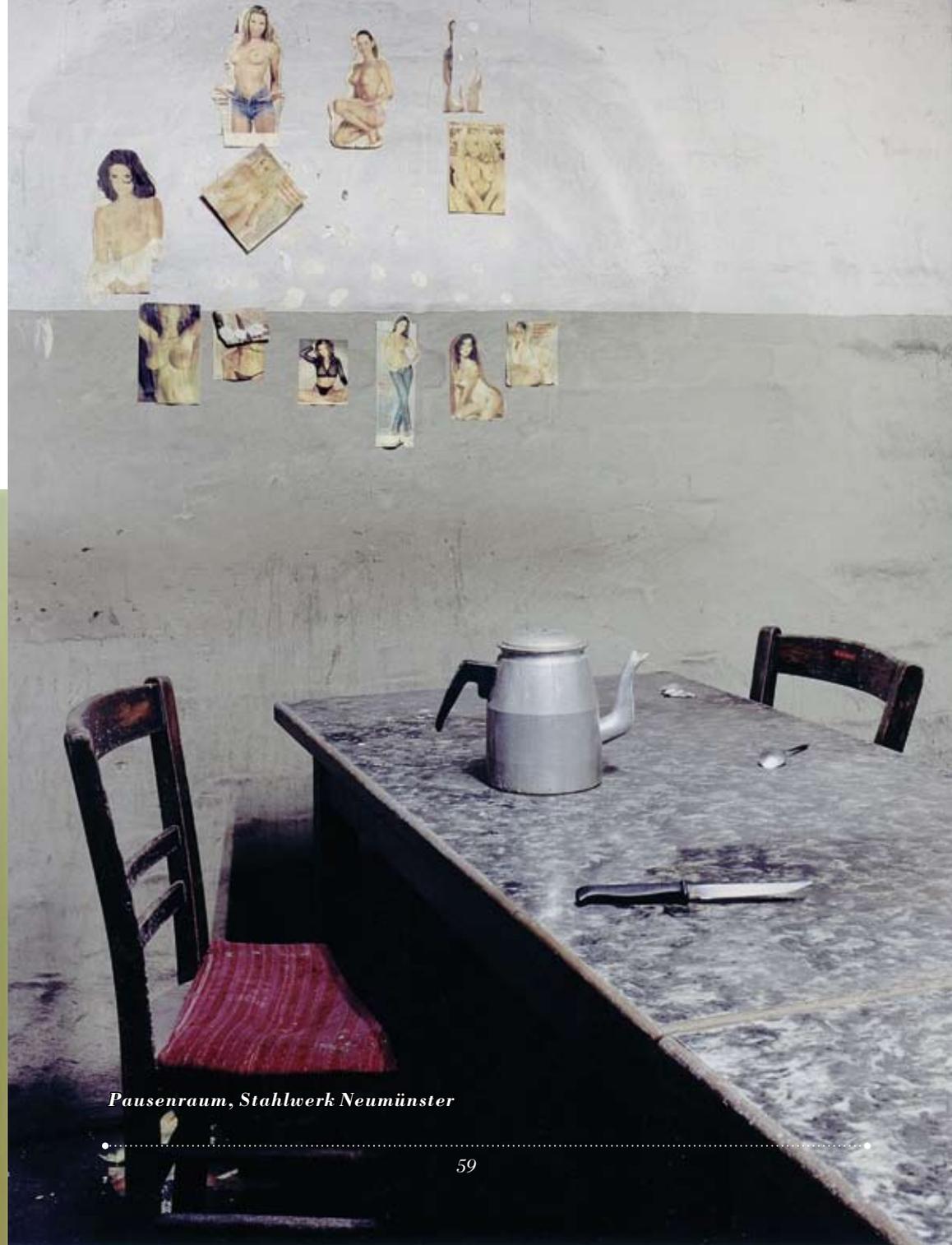
- ENTSPANNUNG Prügel-Demo oder Galão
- NACHBARN Werber und zwanghafte Mainstream-Alternative
- PIAZZA-FAKTOR gehobenes Herumlungern (ohne Galão unzulässig)
- WAHRZEICHEN werden zu Hotels umgebaut
- EINST HIN, JETZT WECH Bauwagen
- WOHNEN »Suche Wohnung, biete 500 Euro Belohnung«
- FASHIONFAKTOR Return of the Nackenmatte

...und plötzlich war Schluss

Unternehmen sind organische Systeme. Wenn ein Betrieb stirbt, beginnt die Zersetzung. Zwar gibt es immer einen Letzten, der das Licht ausmacht. Doch was zeigt sich, wenn das Licht noch mal angeht?



Umkleideraum, Telefonhersteller Hagenuk, Kiel



Pausenraum, Stahlwerk Neumünster



Labor, Stahlwerk Neumünster



Lagerbüro, Telefonhersteller Hagenuk, Kiel



Kabelhalle, Zementwerk Itzehoe



Halle, Telefonhersteller Hagenauk, Kiel

Susanne Ludwig, Jahrgang 1975, hat in Hamburg Französisch, Volkskunde und Geschichte studiert, bevor sie nach Kiel wechselte, um Kommunikationsdesign zu studieren. Die Bilder sind Teil ihrer prämierten Diplomarbeit »Alles muss raus«. Derzeit besucht sie den Aufbaustudiengang »Visuelle Kommunikation/Medien« in Hamburg (susanne@susalu.de)

Harte Zeiten für „Love and Peace“

Bambule, Bauwagen, war da was? Alternative Lebensentwürfe geraten europaweit unter Beschuss. Nun ist ein wahres Kommunen-Flaggschiff in Gefahr: Die Dänische Regierung versucht, das Kopenhagener Hippie-Dorf Christiania zu »normalisieren«.

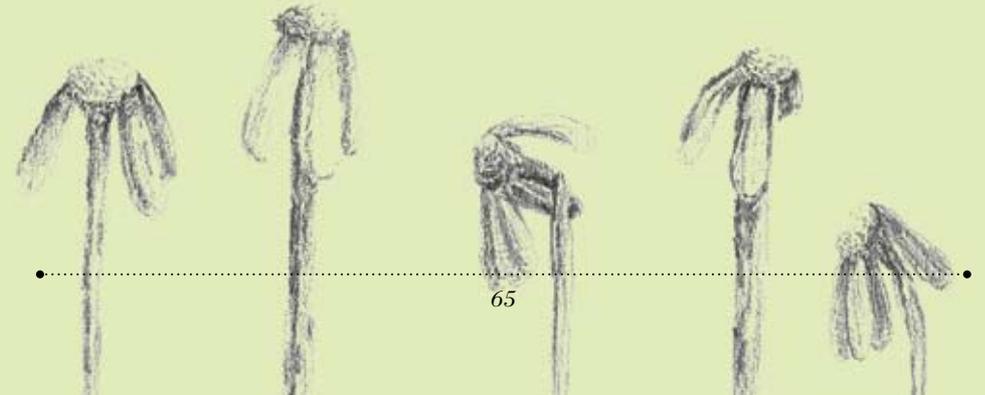
ANZEIGE

Besucher, die das hölzerne Eingangstor von Christiania durchschreiten, sehen sich einer Utopie aus vergangener Zeit gegenüber: Bemalte Häuser, stillende Mütter im Batik-Kleid und frei laufende Hunde an jeder Straßenecke. Zumindest die Fassade von »Love and Peace« hat in der umstrittenen Enklave nahe des Kopenhagener Stadtzentrums überlebt. Das »Info-Cafe« befindet sich in einem der ersten Häuser; zum Preis von 5 Kronen sind Broschüren in diversen Sprachen zu haben, für 30 Kronen gibt's eine geführte Tour. Schließlich ist Christiania mit bis zu 500.000 Besuchern jährlich eine der beliebtesten Touristenattraktionen der Stadt. Tagesausflüge enden oft im staubigen open-air »Cafe Neptune«, in dem sich Obdachlose, Kiffer, junge Mädchen und graue Touristen unter tibetischen Gebetsfahnen begegnen. Das wahre Christiania jedoch beginnt hier erst.

Am 26. September 1971 rissen bedürftige junge Menschen die Zäune eines verlassenen Armeegeländes nieder. Auf der Grundlage von Basisdemokratie und gemeinschaftlichem Besitz wurde der »Freistaat Christiania« errichtet. Künstler, Obdachlose und politische Aktivisten ließen sich in Bauwagen und Armeearacken nieder, gestalteten das Gelände ganz nach ihren Vorstellungen. Sie führten ein eigenes Abgabensystem ein und nahmen Dienstleistungen von der Kinderkrippe bis zur Müllabfuhr in die eigene Hand.

• Mit großer Mehrheit entzog das Parlament der Kommune ihre Sonderrechte

In den folgenden Jahren wurden zahlreiche Vereinbarungen zwischen Christianias Einwohnern und wechselnden sozialdemokratischen Regierungen getroffen. Im Jahre 1991



räumte die Regierung den Christianitern gar offiziell ein Nutzungsrecht ein. Die letzte Vereinbarung mit der Regierung lief am ersten Juni dieses Jahres ab und wurde seitdem nicht erneuert. Das Nutzungsrecht endet zum Jahreswechsel; der status quo ist aufgehoben.

Ein neues Gesetz, das von einer großen Mehrheit des Dänischen Parlaments verabschiedet wurde, beendet jegliche Sonderrechte für die Kommune. Bisher waren den Bewohnern Ausnahmeregelungen etwa im Baurecht und in Umweltbestimmungen gestattet worden. Darüber hinaus sieht das Gesetz die Renovierung zahlreicher Gebäude und die Öffnung des Geländes für kommerzielle Stadtplanung vor. Ein Sprecher der Regierungsbehörde, die mit der Zukunftsplanung Christianias betraut ist, erklärt die Dimension des Vorhabens: »Bis zu 20.000 Quadratmeter Baugrund werden zu Marktpreisen veräußert« – ohne Einflussmöglichkeit der Christianiter.

❁ Außenstehende haben keine Chance:

»Man fickt oder arbeitet sich rein.«

Eben dieser Punkt versetzt Klaus Danzer besonders in Wut. Der 38-jährige Tischler aus Nürnberg lebt seit 1992 im »Freistaat«. »Eine Erweiterung ohne die Befugnis, das ›Was, Wo und Wie‹ zu bestimmen, ist für uns absolut unakzeptabel. Das stünde allen Prin-

zipien entgegen, für die Christiania steht.«

Danzer, Teilhaber einer florierenden Baufirma, kam als junger Schreiner nach Christiania, nach drei Jahren auf der Walz quer durch Europa. Er ließ sich im »Bananenhaus« nieder, einer Herberge für Handwerker auf Wanderschaft. Als eine Frau in sein Leben trat, die bereits Mutter zweier Kinder war, begann er das leer stehende Erdgeschoss auszubauen. 400.000 Kronen (etwa 50.000 Euro) und weitere tausende Arbeitsstunden waren nötig, um die Herberge in ein komfortables Heim zu verwandeln.

♥ Das Haus, in dem er wohnt, gehört ihm nicht: das ist das System »Christiania«

Bald wird Danzer in ein neues Haus ziehen, das der Familie mehr Platz bietet. Und wenn es soweit ist, muss er alles zurücklassen, was er erbaut hat. Der Grund: Sein Haus gehört ihm nicht. Er hat schlicht das Recht darin zu leben. Das ist das Prinzip, nach dem das System Christiania funktioniert. Auf der Warteliste für Danzers Haus stehen Christianitter oder Arbeiter, die in Christiania ihr Tagwerk verrichten. Außenstehende haben keine Chance: »Man fickt oder arbeitet sich rein«. Um dem Vorwurf des Geklüngels und der voranschreitenden Entpolitisierung zu begegnen, wurde jüngst einer Bauwagenkolonie »Asyl« auf dem Fußballplatz gewährt.



Alles für die Katz: Seit 25 Jahren wohnt »Lars der Norweger« in Christiania – bald könnte damit Schluss sein.

Ein schmaler Weg durch einen verwilderten Garten führt zur Behausung eines weiteren Bewohners: Lars Myhre-Nielsen, den man in Christiania »Lars den Norweger« nennt. Der 57-jährige Künstler beschreibt sich als einen »freien Mann«, was so viel heißt, dass er keinen festen Job hat, dafür aber jede Menge Inspiration und den festen Willen seine »Seele weiterzubilden«. Lars ist Christianitter alter Schule; er wohnt seit 25 Jahren in der Gemeinde, die halbe Zeit ohne Strom und fließendes Wasser. Auftritte mit seiner Band, den »Dharma Bums«, Gelegenheitsjobs und staatliche Zuwendungen halten ihn über Wasser.

»Das wichtigste ist es, unvoreingenommen zu sein«, meint der charismatische Nonkonformist. Christiania erfülle angesichts zahlreicher kultureller und sozialer Programme eine wichtige Aufgabe für Kopenhagen und die dänische Gesellschaft insgesamt. »Ich glaube, dass die Regierung alles zerstören will, das anders ist. Sie wollen uns alle gleichschalten. Aber wenn jeder in Christiania einen normalen Lebensstil annehmen würde, wäre das ein Desaster und das Ende der Gemeinschaft.«

Was er meint, ist die Initiative der Mitte-Rechts-Regierung, die Gemeinde zu »norma-

lisieren«, indem die Christianitter zu gewöhnlichen Bürgern »mit allen Rechten und Pflichten« gemacht werden, wie es Premierminister Anders Fogh Rasmussen ausdrückt. Es soll Schluss sein mit den Sonderrechten des selbst verwalteten Kollektivs. Eine weitere Maßnahme der Regierung, die den traditionellen Ruf Dänemarks als liberale Gesellschaft in Gefahr bringt. Rasmussens konservative Koalition, die dank Unterstützung einer Rechtsaußen-Partei die Macht hält, hat angesichts drastisch verschärfter Einwanderungsbedingungen ihre Weltsicht bereits klargemacht.

Hasch ist nur ein Teil der Hippie-Kultur

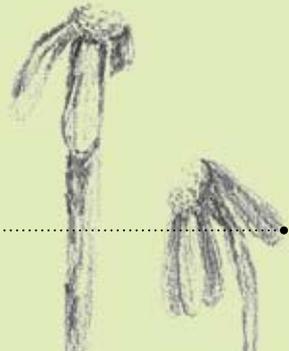
Für Außenstehende und Regierungsbeamte gleichermaßen stand Christiania vor allem für den freien Handel mit Hasch. Dieser lief immerhin weitgehend kontrolliert ab. Seit die Regierung jedoch im letzten Jahr den Handel mit Hasch kategorisch untersagte und neue Bestimmungen mit Polizeigewalt durchzusetzen weiß, hat sich der Markt von der berühmten »Pusher-Street« verlagert und verteilt sich seitdem über die ganze Stadt. Der Sinn dieser Maßnahme erscheint fraglich. »Wenn wir einen Ort dicht machen, finden Dealer einen anderen Weg zu verkaufen – so funktioniert das Geschäft«, meint Jørn Laursen von der Kopenhagener Polizei. Bewohner wie »Lars der Norweger« geben ohnehin zu Protokoll, dass Hasch für sie keine große Bedeutung besitzt und lediglich ein Teil der Hippie-Kultur sei. Die andauernden Patrouillen der Polizei durch Christianias Strassen empfindet er als pure Provokation der Regierung, die versuche das Sozial-Projekt zu zerstören.

Wenn es um die Zukunftsperspektiven von

Christiania geht, unterscheiden sich die Ansichten der Bewohner deutlich. Klaus Danzer etwa sieht den Stand der Dinge anders als »Lars der Norweger«. Vielleicht ist er einfach ein neuer Typ von Christianitt, der etwas weniger dogmatisch nach vorne blickt. »Für viele Einwohner hier ist es bereits ein Tabu, sich mit Regierungsvertretern an einen Tisch zu setzen. Aber der Verhandlungsprozess ist auch eine Chance. Für uns wäre es die bestmögliche Lösung, den ganzen Laden für den symbolischen Betrag von einer Krone übernehmen zu können.« Danzer weiß, dass dieses Szenario sehr unwahrscheinlich ist – er glaubt aber dennoch, dass der Disput ohne ein langwieriges Gerichtsverfahren gelöst werden kann.

»Ich bleibe hier – man wird mich raus tragen müssen.«

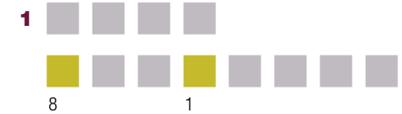
Am ersten Januar 2006 verlieren die Christianitter ihren Nutzungsanspruch. Wenn es in den nächsten Wochen zu keiner Einigung kommt, werden die Einwohner wieder zu dem, was sie am Anfang des Projekts waren: Gesetzesbrecher und Besetzer. Dennoch gibt Tischler Danzer an, nicht nervös zu sein. Immerhin hat er seinen Platz im Leben gefunden und glaubt an eine Zukunft der Gemeinschaft: »Ich bleibe hier, man wird mich raus tragen müssen.« Sagt's und blinzelt in die milde Herbstsonne.



Aufstiegschance!

Okay, diese vier Personen hatten es in der Vergangenheit nicht immer leicht – aber wir geben ihnen noch eine Chance: mit einer Stellenanzeige in INJEKTION. Und das ist gleichzeitig auch eure Chance: Denn wenn ihr erkennt, wer sich hinter unseren vier Absteigern verbirgt, könnt ihr mit etwas Glück einen **Fluggutschein von Germanwings im Wert von 118 Euro gewinnen.**

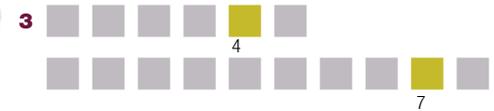
1 Universitäts-Angestellter aus Süddeutschland (62) mit großem Reformeifer und kleinem Marketing-Problem sucht ineffizientes Steuersystem zum Überarbeiten. Chiffre: »Mach's noch einmal, Paul!«



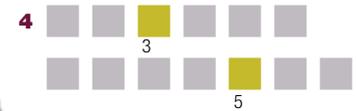
2 31-jährige Britin lässt sich für Sie fotografieren (mit Klamotten oder ohne). Keine Backstage-Fotos! Bei Unterbringung bitte bruchfestes Hotelzimmer (Lebensabschnittspartner nicht stubenrein). **Chiffre:** »Schlanke Linie.«



3 Junger deutscher Musiker sucht Chart-Erfolg (oder eine andere Stimme). Eine Handvoll älterer weiblicher Fans bereits vorhanden. Wahlweise auch als Kermit-Imitator einsetzbar (z.B. bei Baumarkeröffnungen). Laster: Rauchen, Sex, Gurken. **Chiffre:** »Deutschland schasst den Superstar.«



4 Dynamischer, hoch ambitionierter Regierungschef (64) mit leichter Entscheidungsschwäche sucht Job als Super-Minister, wahlweise auch einen anderen Job mit »Super-« (z.B. Superman, Super-Nanny). Freies Sprechen sollte nicht erforderlich sein. **Chiffre:** »Äh...«



LÖSUNGSWORT:



Erst raten – dann starten: Einfach die Namen der gesuchten Absteiger in die Lösungsfelder schreiben. Die Buchstaben in den gefärbten Feldern ergeben (in Reihenfolge der Zahlen) das gesuchte Lösungswort.

Die Lösung bitte bis zum **1. Februar 2006** per Mail an aufsteiger@injektion-online.de schicken.

Unter Ausschluss des Rechtsweges verlosen wir unter allen richtigen Einsendungen Fluggutscheine von GermanWings. Zwei Gewinner können sich über je einen Gutschein à 118 Euro freuen, einlösbar bis November 2006 im Germanwings-Streckennetz. Mitarbeiter von INJEKTION und deren Angehörige sind von der Teilnahme ausgeschlossen.

germanwings
Fly high, pay low.

Ein Tag im Aufzug

Die Fahrstühle in den Uni-Hochhäusern sind tendenziell alt und unzuverlässig, sind notwendig und ein Ärgernis zugleich. Wir sind einen Tag im Geomatikum-Hochhaus mitgefahren und haben protokolliert. Impressionen aus dem Hochschulalltag.



Der stählerne Sesam öffnet sich. Es steigt ein Trupp Jungs ein. Der Erste fasst sich ein Herz und fragt: »Hi, äh, wird das hier ne Umfrage? Oder nein... es ist ein Experiment, richtig?« Experiment, richtig. Sein Kollege nimmt das Stichwort auf: »Testest du deinen Laptop in Bezug auf freien Fall in Abhängigkeit von der Erdanziehungskraft? Naturwissenschaftler-Humor eben. Der andere eilt ihm zu Hilfe: »Nein! Du untersuchst die Gespräche.« Er glaubt es erfasst zu haben und zieht erleuchtet von dannen.

An die Stelle dieser ersten allgemeinen Verunsicherung tritt betretenes Schweigen. Genau genommen besteht das Schweigen aus zwei jungen Damen und einem Typen. Fragende Blicke, aber keiner hat den Mut den Mund aufzumachen. Im 18. Stock steigen sie aus, ohne ein Wort.



Auf und nieder – immer wieder

Ein schmaler, verlassener Gang vor dem Fahrstuhl. Niemand will einsteigen, nichts zu sehen – gruselig. Rechts um die Ecke hustet jemand. Ein Schatten huscht im Gang vorbei, dann steigt der Husten ein: »Was wird das denn? Kunst am Bau?« Ich verrate ein

bisschen. Der kräftige Mann in Schwarz fühlt sich nicht wohl in seiner Haut, ist gleichzeitig freundlich, gut gelaunt und nervös: Die Arme zum Schutz vor dem Körper verschränkt. Nach wenigen Stockwerken verabschiedet er sich sichtlich erleichtert: »Na denn, frohe Verrichtung«.

Ein graumeliertes Mittvierziger tappt herein. Er fühlt sich in seiner Privatsphäre verletzt und bellt: »Es wäre erhellend, wenn du sagst, was du da machst!« Meine Antwort, »Ich schreibe auf, was passiert«, quittiert er mit einem lauten Brummen.

Der Aufzug füllt sich. Zwei Griesgrame quetschen sich rein, einer erinnert mich an Oscar aus der Sesamstraße. In der Enge des Fahrstuhls rollt er die Augen, was wohl heißen soll: »So ein Spinner«! Zum Abschied rümpft er die Nase.

Nun steigt ein Mann mit dunklem Teint ein, vermutlich Amerikaner. Klein, untersetzt. Erstaunlich unverkrampft fragt er: »How are you?« und überrascht mich mit blanker Freundlichkeit.

Unter den nächsten Mitfahrern sind zwei Schlaufüchse, die erklären, dass, wenn man die Vier und die Zwei gleichzeitig drückt, die Zehn aktiviert wird. Sie beweisen es mir, ich fahre in den Zehnten. Was wohl passiert, wenn man Sechs-Sechs-Sechs drückt oder Null-Null-Sieben?

Zwei Freunde stoßen gestikulierend zu uns: »...gestern hatten wir richtig Stress, sie hat den ganzen Abend so Andeutungen gemacht, statt zu sagen, was Sache ist.« »Seid ihr denn als Freunde aus dem Kampf hervorgegangen?« »Naja, mein Interesse an ihr ist erst mal weg!«



Zum Abschied gibt es Toffifee

Nach einer Weile kommt es zum Wiedersehen mit einem bekannten Gesicht. Es ist der Amerikaner, der keiner ist: »I come from Mars« erklärt er lachend. »Well, India is something like Mars«. »Because, it's so different?« »No, because it's so difficult«, lässt er mich rätselnd sitzen, drückt mir zum Abschied eine Schachtel Toffifee in die Hand und verabschiedet sich im Vierzehnten.

Wieder im Erdgeschoss angekommen, verwechselt man mich mit dem Pförtner: »Weißt du zufällig, wo Prof. Janski sitzt?« »Fragen Sie doch im Sekretariat nach«, entgegne ich. »Genau da wollte ich hin – nur ist die Frau da immer so heftig unfreundlich«.

»Ist das Aktionskunst?« hechtet ein aufgeweckter Student herein. Während wir uns unterhalten und er die Toffifee nascht, verpasst er sein Stockwerk. Er drückt ein zweites Mal auf den Knopf. Der Aufzug wechselt die Richtung. Ein letzter Fahrgast steigt ein. Es ist die »heftig unfreundliche« Sekretärin! Sie trägt einen Strauß Blumen mit sich, ist gut gelaunt und freundlich: »Ist es Ihnen im Aufzug nicht zu kalt?« Unfassbar. Es reicht mir, ich geh raus, die Sonne genießen!



ANZEIGE



Ausstieg

INJEKTION Campusmagazin

Allende Platz 1, Raum 117, 20146 Hamburg
Tel. / Fax: (040) 414 298 81
mail@injektion-online.de

Herausgeber

Fachchaftsrat Journalistik der Universität Hamburg
Anschrift wie oben

Chefredaktion

Dominik Betz (ViSdP), Jon Mendrala (Chef vom Dienst)

Art Direction

Rebecca Blöcher, Mirko Marquardt

Anzeigen und Öffentlichkeitsarbeit

Meike Büscher, Konstantin Erb

Redaktion dieser Ausgabe

Alex Bätz, Dominik Betz, Meike Büscher, Torben Bursinski,
Florian Diekmann, Ingmar Heinz, Julia Hettenhausen, Chris
Höfner, Johanna Janusch, Thomas Langkamp, Katharina

Klofat, Swenja Kopp, Jonas Kristen, Mirko Marquardt, Jon
Mendrala, Katharina Motyl, Annika Müller, Asli Özkan,
Hans-Christian Röstel, Diana Ruppert, Hannes Schettler,
Wiebke Werner

Fotos

Patrick Bresilge, Susanne Ludwig, Swenja Kopp, Arne Ma-
gold, Lars Petersen, Stefan Vukusic

Druck

PMS Marketing, Meppen

Auflage

8.000 Exemplare

Erscheinungsweise

INJEKTION erscheint halbjährlich und ist kostenlos

Vertrieb

Campus der Uni Hamburg, umliegende Geschäfte und Cafés

Förderung

Institut für Journalistik und Kommunikationswissenschaft
der Universität Hamburg; Projournal e.V. Förderverein für die
Medienkompetenz; Allgemeiner Studierendenausschuss
(AStA) der Universität Hamburg